

COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE



CU50273868

834K88;M33

Lebensbilder,

Lebensbilder



Albert 30 Pfennig
Bonnier's Bücherei
(40 Heller)

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY



GIVEN BY

Sunther Kiel



Lebensbilder

von

Max Kreher



Albert Bonnier, Verlag, Leipzig

CC 1912

Just
Günter Keil
12-27-28

Copyright 1912 by Albert Bonnier, Leipzig.

834K88

M33

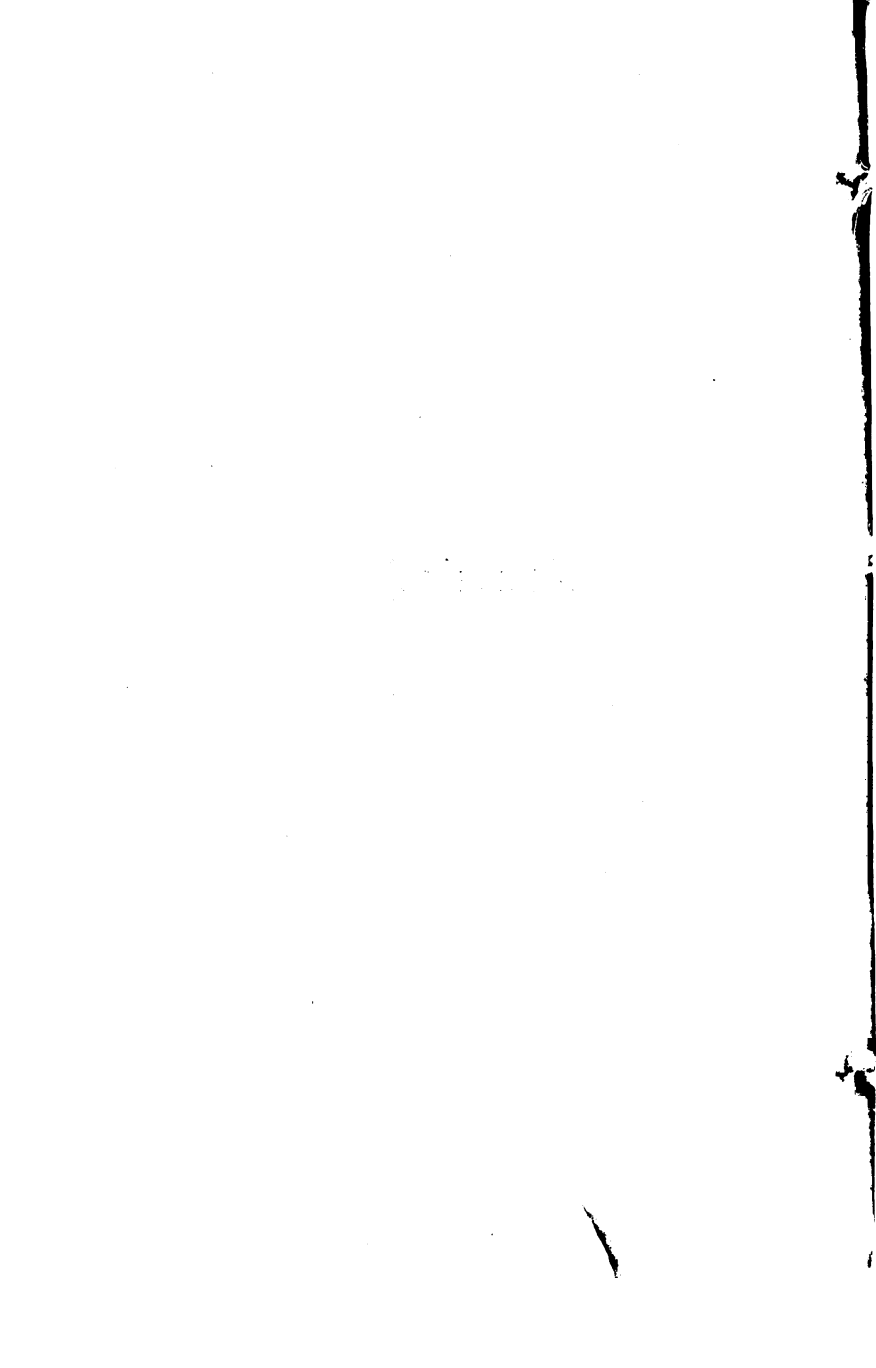
Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Jan. 14 1929 ASP

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Blumentorso	5
Leopold Saschi	29
Ein Stück Himmel	53
Meine Kusine Ada	73
Familie Strampel	91
Der Kobold vom Goldfischteich	105

Blumenkorso



Kommerzienrat Meusel saß in seinem Privatkontor und hatte sich eben eine Upmann angezündet, als er sich erhob und auf seinen kurzen Beinen etwas unruhig in dem großen Raume auf- und abging. Dann rückte er nervös an seinem gestreiften Reisefläppchen, das er auch hier zu tragen pflegte, trat an das eine Fenster und blickte spähend über die Dächer nach dem Fabrikgebäude hinüber, das sich mit seinen schwarzen Fenstern wie ein großes, vieläugiges Ungeheuer ausnahm, in dem der gähnende Torweg das klaffende Maul bildete. Er führte das goldene Pincenez der Nase zu, ließ das Auge unruhig über das kleine Hintergärtchen schweifen, den breiten, gepflasterten Weg entlang, der von der Fabrik direkt nach der Straße führte und auf dem gerade einige Paddträger geschäftig hin- und hergingen. Und nachdem er dann die Kapsel seiner goldenen Uhr hatte springen lassen, schritt er ärgerlich nach der kleinen, mit matten Scheiben versehenen Tür, die in das Hauptkontor führte, öffnete sie und wiederholte etwas unwirsch den Befehl, den er bereits vor zehn Minuten erteilt hatte. Zugleich klopfte es an der Flügeltür, durch die man direkt auf den Korridor gelangte, und herein trat ein junger, etwas schwächlicher Mann, der nahe den

Dreißigern sein mochte und in seinem Äußeren unterschieden eine künstlerische Veranlagung zeigte.

„Ah, da sind Sie ja, lieber Herr Oswald. Sie haben mich warten lassen. Ich habe dreimal angeklingelt und eben war Schubart sogar drüben.“ (So hieß der Kontorbote.)

Um diesem versteckten Vorwurf der Unpünktlichkeit den gehörigen Nachdruck zu verleihen, reckte er den kurzen Hals nach dem Regulator an der Wand und ließ zum Überfluß nochmals die Kapsel der Goldenen springen.

Oswald entschuldigte sich damit, daß er gerade im Lichtsaal der Fabrik zu tun gehabt habe, wo er dabei gewesen sei, die Farben zu einem neuen Muster anzugeben. Meusel war schnell beruhigt. Sobald er die Gewißheit hatte, daß ein Angestellter seine Zeit im Dienste des Geschäfts verbrachte, hielt er sich nicht mehr für berechtigt, sich über persönliche Vernachlässigung zu beklagen. Überdies verdarb er es auch nicht gern mit Oswald. Dieser junge Herr, der stets tadellos gekleidet ging und niemals den Mann von guter Erziehung verleugnete, hatte eine bestimmte Art des Auftretens, gegen die man überhaupt nicht ankommen konnte. Seine Höflichkeit war bezaubernd, und wenn er lächelnd die weißen, tadellosen Zähne zeigte, so schienen auch die braunen Augen mitzulachen, die er selten niederzuschlugen pflegte.

„Dann will ich Ihnen doch gleich meinen Wunsch

vortragen. Nehmen Sie doch einen Augenblick Platz," sagte der Kommerzienrat wieder und wies mit der Hand auf den Sessel auf der anderen Seite des freistehenden Diplomatentisches. Als beide Platz genommen hatten, Oswald nach seinem Vorgesetzten, faltete dieser die fleischigen Hände über den feisten Leib und fuhr fort, etwas kurzatmig, weil er seit einiger Zeit stark zum Asthma neigte: „Am nächsten Mittwoch ist großer Blumenforsa auf Westend . . . Sie werden wohl schon davon gelesen haben. Meine Damen wollen ihn gern mitmachen. Das ist überhaupt selbstverständlich, daß sie ihn mitmachen . . . selbstverständlich! Ich möchte nun ganz etwas Apartes in der Dekoration von Wagen und Pferden haben. Die Kaiserin hat ihr Erscheinen zugesagt, — Sie können sich also denken! Als erster Zeichner und Maler meiner Teppichfabrik werden Sie wohl imstande sein, mir einen kleinen Farbenentwurf dazu zu machen. Zeigen Sie mal, was Sie können. Machen Sie etwas Großartiges, etwas Geniales, was alles andere totschlägt. Das Geld soll keine Rolle spielen. Nur Schick muß die Sache haben, einen vornehmen Eindruck muß sie machen. Entwerfen Sie gleich mehrere Farbenskizzen, darauf kommt es ja nicht an . . . Damit Sie gleich orientiert sind: wir nehmen die Victoria und die Rappen. Meine Damen werden sich ganz in Weiß zeigen. Ich werde natürlich auch dabei sein . . . Weshalb lächeln Sie denn?" unterbrach er sich plötzlich und ließ die kleinen, durch

den Rauch der Importierten etwas vernebelt erscheinenden Augen forschend auf seinem Angestellten ruhen. Oswald hatte allerdings gelächelt, in der Weise eines Menschen, der seine humoristische Ader schwellen fühlt. Sofort aber lagerte wieder Ernst auf seinen Zügen, als er mit geradem Blicke fragte: „Werden der Herr Kommerzienrat auch ganz in Weiß gehen?“

Meusel verbiß sich seinen Ärger, trotzdem er den Stich wohl fühlte. Aber als Mann, der sich eine gewisse Welterfahrung angeeignet hatte, bewahrte er trampfhaft seine Überlegenheit, die er seiner Meinung nach unstreitig einem Angestellten gegenüber besitzen mußte, an dem schon der bloße Gedanke, er könnte sich über seinen Brotherrn lustig machen, strafbar sein würde.

„Es ist nur wegen der Farbenharmonie,“ fügte der Mustermaler rasch hinzu, während Meusel die Frage mit einem energischen Kopfschütteln verneinte.

„Ich werde in Schwarz gehen.“

„Das wird dann auch besser zu den Rappen passen,“ warf Oswald wieder ein.

Einen Augenblick wurde der Kommerzienrat an der richtigen Bedeutung dieses Einwurfs wieder irre, dann aber nickte er eifrig. „Ich sehe, Sie haben immer gleich Verständnis für meine Ideen.“ Und er begann diese „Ideen“, auf den vorliegenden Fall angewandt, eifrig weiter zu entwickeln. „Versuchen Sie es mal, wie es sich mit einem Arrangement

von roten und gelben Rosen ausnehmen wird. Evi-
liebt ja die gelben Rosen so sehr.“ Oswald hatte
ihn ruhig ausreden lassen, dann aber entfaltete
er eine Rolle, die er mitgebracht hatte, welche aber
dem Kommerzienrat nicht weiter aufgefallen war,
weil Zeichner ja stets mit einer Rolle in der Hand in
der Fabrik herumzulaufen pflegen. Und als Meusel
einen Blick darauf geworfen hatte, rief er vergnügt
aus: „Sie haben ja schon was, Teufelster! Sie! Sie
riechen wohl meine Wünsche? und gleich drei Ent-
würfe, — das lasse ich mir gefallen. Sie werden
mich noch zwingen, auf Lebenszeit mit Ihnen Kon-
trakt zu machen.“

Ein plötzlicher, schriller Husten Oswalds schnitt
dem Sprecher das Wort ab. Er erschien dem Kom-
merzienrat wie eine Satire auf den „lebensläng-
lichen Kontrakt“. Etwas betreten blickte Meusel bei-
seite. Schade, daß dieser talentierte junge Mann
„etwas schwach auf der Brust“ war, wie man in
der Fabrik sagte. Schade, recht schade! Um diesen
unangenehmen Eindruck aber schnell wieder zu ver-
wischen, fuhr er fort: „Sagen Sie mal, — wie
sind Sie denn so — so ohne weiteres . . . darauf
—, ich meine auf die Entwürfe gekommen?“

„Ihr gnädiges Fräulein Tochter hatte die Güte,
mir bereits vor einigen Tagen ihre Wünsche in dieser
Beziehung zu übermitteln,“ gab Oswald, diesmal
etwas zögernd, zurück. Zum erstenmal richtete er
die Augen nach unten, als befürchtete er, sein Gegen-

über könnte ihm im anderen Falle die Verwirrung anmerken.

„Meine Tochter, Ihnen? Ja, wie kommt denn meine Tochter dazu? Wo? Wie und Wann? Davon weiß ich ja gar nichts.“ Mit seiner guten Laune war es vorbei. Drohend hefteten sich seine Augen über das Pincenez hinweg auf das blass, nur auf den Wangen sanft gerötete Gesicht seines Malers, als wollte er aus ihm alles weitere dieser merkwürdigen Enthüllung lesen.

„Das gnädige Fräulein tauchte vorgestern vormittag ganz plötzlich drüben in meinem Atelier auf und sprach ihre Bitte aus. Ich war selbst überrascht davon. Der Herr Kommerzienrat wissen ja, daß ich eine Zeitlang die Blumenstücke des gnädigen Fräulein korrigiert habe.“

„Nun, ja — ja!“ Der Kommerzienrat wollte entschieden noch mehr hinzufügen, hatte aber im Augenblick keine weiteren Worte für seine Wallung inneren Zornes. Dann erhob er sich, so schnell es ihm seine Beleidigung gestattete, und trat wieder ans Fenster.

„Was ist denn da los?“ rief er aus. Ein Vorgang draußen hatte ihn sofort auf andere Gedanken gebracht. Mehrere Arbeiterinnen führten eine Kollegin, ein schwächliches Ding, der Straße zu.

„Es ist eine von den Spannerinnen, die kleine Millu. Sie leidet häufig an Ohnmachtsanfällen, die schon beinahe chronisch geworden sind,“ erwiderte

der Maler, der neugierig hinter seinen Chef getreten war. „Man wird sie wohl in einer Droschke nach Hause bringen.“

„Recht bedauernswert,“ fiel Meusel ein. „Man hätte doch gleich den Krankenwagen holen sollen. Vielleicht hat sie ein Herzleiden.“

„Sie ist hochgradig bleichsüchtig und kann das Stehen nicht vertragen,“ sagte Oswald wieder, der die Kleine ihres stillen Wesens wegen lieb gewonnen hatte und nun mit seinem Blick die Gruppe so lange verfolgte, bis sie unsichtbar wurde.

„Dann soll sie heiraten,“ sagte Meusel und lachte breit auf, als hätte er einen guten Witz gemacht.

„Wenn das nur immer gleich so ginge, Herr Kommerzienrat,“ warf Oswald lächelnd ein, der in diesem Augenblicke daran dachte, daß Meusels Tochter ebenfalls eine gewisse gelbliche Blässe nicht verleugnen konnte.

Der Kommerzienrat schien denselben Gedanken zu haben, denn, wieder die Farbenskizzen in der Hand, sagte er: „Wissen Sie, das sieht hier auch nicht schlecht aus, — die Dekorierung des Rückfahes mit Laub. Das gibt sozusagen einen rötlichen Reflex. Evi würde doch vielleicht sonst ein bißchen zu weiß aussehen . . . Ja, ja — das behalten Sie nur bei.“ Und während der Maler verständnisvoll nickte, hatte Meusel wieder die alten selbstsüchtigen Gedanken. Sein stiller Traum war ein Schwiegersohn in Uniform, natürlich ein „Aktiver“ und wo-

möglich von Adel. Die Kavallerie selbstverständlich bevorzugt und die „Garde“ erst recht. Zu was hatte man denn die Millionen zusammengescharrt, um sich nicht wenigstens diesen Stolz leisten zu können. Überdies war es auch Zeit, daß Evi unter Haube kaam. Sie hatte bereits die Zweiundzwanzig hinter sich, und der alte Sanitätsrat hatte gelegentlich einmal ungefähr dieselbe Äußerung getan, die er, Meusel, vorhin auf die junge Arbeiterin angewandt hatte. Also mußte man sehen, ob man nicht am nächsten Mittwoch den Vogel abschöffe. In die Augen fallen, das war die Hauptsache! Etwas von sich machen, daß alle Welt neidisch die Köpfe zusammensteckte, neugierig fragte und sich dabei zuraunte: „Das ist Kommerzienrat Meusel mit Frau und Tochter.“ Leutnant von Sidelmann mit seinem Tandem war sicher draußen, und der hätte ihm schon gefallen als Freier. Die Damen hatten ihn bei einem Wohltätigkeitsfest kennen gelernt, und er schien sich für Evi stark zu interessieren. Na, und wenn der's nicht sein sollte, dann würde es gewiß ein anderer sein. Schließlich blieb immer noch Baron Nassen übrig. Der hatte sich zwar die Haare schon ganz bedenklich wegamüsiert und hatte ein besonderes Talent zum Querüberschreiben, aber das machte nichts. Dafür spielte er eine große Rolle in der Gesellschaft, war ein schneidiger Kerl und hatte sich bei den Weibern schon gehörig die Hörner abgelaufen. Er würde gewiß noch einmal als ganz

solider Ehemann enden. Man brauchte nur seine zahlreichen Wechsel aufzukaufen, und man hätte ihn. Na, und was Evi persönlich anbetraf, die in dieser Beziehung ihre kleinen Mäden hatte, die merkwürdigerweise ganz bürgerlicher Natur waren, so würden sich die schon austreiben lassen.

Übrigens, — wie wär's mit weißen Marguérites und Slieder?“ nahm der Kommerzienrat den alten Faden wieder auf. „Das habe ich einmal vor Jahren gesehen und machte sich prächtig. Womöglich grüne Bänder dazwischen. Das gibt dann dem Ganzen die Weihe.“

„Dieses Arrangement soll Rother bereits getroffen haben, ich hörte es durch Zufall von einem Kollegen dort,“ warf Oswald ein.

Meusel fuhr ärgerlich auf. Rother war ein Konkurrent von ihm, der in letzter Zeit seine Fabrik zur hohen Blüte gebracht hatte und mit seinem sechzehnjährigen Ding von Tochter überall dabei war, wo es galt, ins Vordertreffen zu rücken. Er war noch nicht einmal Kommerzienrat geworden wie sein verstorbener Vater, und maßte sich an, dieselben Einfälle zu haben! Aber wenigstens gut, daß man von seinem Vorhaben unterrichtet war; man konnte also den Versuch machen, ihn noch zu übertrumpfen.

„Oder wie wär's mit Vergißmeinnicht und Maréchal-Niel-Rosen, he? Muß sich auch ganz nett annehmen. Auch die Orange-Chrysanthenen hier auf Ihrem Entwurf wirken ganz brillant. Machen Sie

noch ein paar Stizzen. Strengen Sie mal Ihre Phantasie an. Erfinden Sie etwas Grandioses, machen Sie unserer Firma Ehre.“

Oswald schob ihm die dritte Stizze zu, mit dem Bemerken, daß sich das „gnädige Fräulein“ bereits dafür entschieden habe, nur Guirlanden aus gelben Rosen zu wählen.

Sofort stieg der Ärger in Meusel wieder auf. Richtig, er hatte ja ganz das sonderbare Benehmen seiner Tochter vergessen. Sollte dieser junge Mann es vielleicht wagen . . . ? Sollte sich da hinter seinem Rücken etwas angesponnen haben, was sich wie ein schlechter Roman ausnehme? Aber lächerlich, einfach lächerlich! Es war eigentlich zu dumm, das auch nur im Ernste anzunehmen.

„Meine Tochter ist in dieser Beziehung gar nicht ausschlaggebend, lassen Sie sich das, bitte, gesagt sein,“ sagte er kurz. „Nur ich habe in dieser Beziehung zu bestimmen. Ich will nicht hoffen, daß Sie mein Vertrauen in irgend welcher Art mißbrauchen. Meine Tochter gehört nicht hinten in die Fabrik, ich werde ihr das in aller Höflichkeit sagen.“ Und als Oswald darauf nichts erwiderte, sondern mit einer stummen Verbeugung die Zeichnungen wieder zusammenrollte, glaubte er daraus erst recht etwas zu vernehmen, was seinen Verdacht bestärkte. Sein Ärger drängte ihn, sich Luft zu machen. Es brauchte ja auch bloß ein kleiner Stich zu sein.

Die großen Künstlerknoten, die der Maler trug,

hatten schon längst seine Aufmerksamkeit erregt. Und so sagte er denn unter sichtlichem Spott: „Sie sind wohl etwas sehr eitel, lieber Herr Oswald. So oft ich Sie sehe, tragen Sie eine neue Krawatte.“

„Nur, um auch in dieser Beziehung Ihre Firma würdig zu vertreten, Herr Kommerzienrat,“ gab der Maler durchaus ernst zurück und empfahl sich.

Meusel verschluckte seinen neuen Ärger und zeigte nur ein erzwungenes Lächeln. An diesen jungen Herrn war wirklich nicht heranzukommen, er fand immer die richtige Antwort.

„Evi, — hör mal, ich habe ein ernstes Wort mit dir zu reden,“ sagte der Kommerzienrat eifrig tauend am Abend, als er mit Frau und Tochter im Speisezimmer seiner Villa, draußen in der Tiergartenstraße, saß und dabei den unempfindlichen Blick durch die offene Glastüre der Veranda über das prächtige Blumenparterre des Vorgartens schweifen ließ. „Unterlaß das gefälligst künftighin, — Bestellungen hinter meinen Rücken an meine Angestellten auszuüben. Fabrikluft kann dir nur schädlich sein.“

„Sie wird aber von so vielen Menschen geatmet, Papa, die dich zum reichen Mann gemacht haben.“

Meusel lachte breit auf. „Du scheinst ja meine Intelligenz sehr zu unterschätzen. Was wäre alle Arbeit, wenn die leitende Hand fehlte, die sie dirigiert.“

Evi warf das wohlfrisierte Köpfchen in den Nacken

und verzog den Mund. „Wenn man viel Geld hat, läßt sich leicht dirigieren.“

„Evi, von wem hast du denn diese Weisheit? Ich will doch nicht hoffen, daß dieser Oswald dir sie eingeträufelt hat. Nochmals: es schied sich nicht, daß du da die schmutzigen Steintreppen hinaufflatterst und selbständig Konferenzen mit einem Maler abhältst. So etwas macht sich am besten in meinem Kontor.“ Das Mißtrauen gegen seine Tochter verleidete ihm den Bissen des saftigen Hummers, den er gerade seinem Munde zugeführt hatte.

Evi lachte vergnügt auf, so daß rötlicher Schimmer ihre zarte Gesichtsfarbe durchzog. „Aber Papa, ich bin doch als selbständiges Mädchen erzogen. Du hast dich doch oft selbst darüber gefreut. . . übrigens ist Herr Oswald durchaus Gentleman.“

„Nur etwas schwach auf der Brust,“ pläzte es ihm wieder heraus, da dieses Lob ihn stark ärgerte. „Schade, daß er dieses Leiden hat, er wird auf die Dauer keine Frau beglücken können.“ Er freute sich, seiner Tochter diesen Dämpfer aufsetzen zu können, und so aß er nun mit doppeltem Appetit.

„Er kennt seinen Zustand ganz genau, deshalb will er auch niemals heiraten,“ sagte Evi wieder etwas verschlagen, nun verstärkte Röte in den Wangen.

„So? Hat er's dir schon anvertraut? Merkwürdige Intimität.“ Die letzte Hummerscheere, die Meusel aufbrach, knackte förmlich unter seinen Fingern.

„Mein Gott, Papa, wenn man bei jemand Mal-

unterricht genommen hat, dann hat man doch Vertrauen zu ihm.“

„Köstliche Naivität.“

„Streitet euch doch nicht über solche nichtige Dinge,“ warf die Kommerzienrätin endlich ein, die bisher würdevoll dagesessen und pagodenhaft nach den Speisen gelangt hatte.

Laullos trat der Diener herein und reichte auf einer silbernen Platte Brathuhn und junges Gemüse herum.

„Etwas weniger Emanzipation könnte dir auch nichts schaden, liebe Evi,“ fuhr sie dann fort, als sie wieder allein waren. „Papa hat recht —: die Fabrik ist nichts für dich.“

„Mir wurde auch ganz schlimm, als ich in der großen Hitze die vielen Arbeiterinnen hantieren sah. Es war keine angenehme Atmosphäre. Eine wurde sogar in meiner Gegenwart ohnmächtig. Sie hatte Fäden auf die Trommel zu spannen und leidet an hochgradiger Bleichsucht. Wenn ich mir so vorstelle, daß ich diese Arbeit verrichten sollte, — ich glaube, ich wäre jeden Tag mehr tot als lebendig.“

„Aber Kind, auf was für Gedanken kommst du!“

„Es ist wahr, Mama. Ich natürlich kann jeden Sommer ins Bad gehen und mir wieder frisches Blut holen. Aber so ein armes Ding —“

„Natürlich hat dich Oswald in der Fabrik herumgeführt,“ unterbrach Meusel sie, diesmal mit offenem Ärger. „Ich werde mir doch erlauben, ihn morgen

darauf aufmerksam zu machen, daß das über seine Befugnisse hinausgehe.“

„Auch wenn er nur meine Bitte erfüllt hätte, Papa?“

„Auch dann nicht. Ohnmachtsanfälle in der Fabrik brauchst du nicht mit anzusehen. Übrigens, — es kann auch vorkommen, daß ganz gesunde Menschen in Ohnmacht fallen.“ Er spielte den Duckmäuser und tat so, als wüßte er nicht, um was für eine Arbeiterin es sich handelte, nahm sich aber vor, dafür zu sorgen, daß sie entlassen würde. Seine Tochter sollte doch derartige betäubende Schauspiele nicht mehr genießen.

Ein starker und angenehmer Luftzug wehte vom Tiergarten herüber und brachte den Duft von Chrysanthemen und Gladiolen in das Zimmer hinein. Und das brachte das Gespräch wieder auf den Blumenkorso, um den sich während der letzten Tage alles gedreht hatte. Oswald hatte sich gleich an die Arbeit gemacht und den Wunsch seines Chefs erfüllt, und so hatte denn dieser schon am Abend die Farbenskizzen mit nach Hause nehmen können.

„Prächtig, prächtig, — er hat doch was los,“ rief die Kommerzienrätin aus und empfahl, Vergiftmeinenicht mit Maréchal-Niel-Rosen zu nehmen. Evi aber blieb dabei: daß sie nur mitmachen würde, wenn man weiter nichts wie gelbe Rosen wählte.

„Das paßt auch gerade zu deinem Teint, ich verstehe dich nicht,“ wandte Meusel bissig ein.

Sie aber zog die Schultern in die Höhe und blieb dabei. „Herr Oswald ist anderer Ansicht und der ist Maler, versteht also etwas davon. Gerade das feurige Gelb wird meinen Teint hervorheben.“

Die Blumenausstattung wurde also bestellt.

Zwei Tage vor dem Corso wurde Oswald wieder durch ihren Besuch überrascht. Sie hatte nun einmal ihren Kopf für sich und wollte dem gestrengen Herrn Papa beweisen, daß sie sich durchaus nichts vergäbe, wenn ihr Kleiderrauschen über die Steintreppen der Fabrik ginge. Nach erledigten Einkäufen bei Herzog hatten Mutter und Tochter im Wagen einen Abstecher nach dem Kontor gemacht, und so fand, während die beiden Alten sich über wichtige Dinge unterhielten, Evi Gelegenheit, auf kurze Zeit zu verschwinden. Es war vormittags, als alles in der Fabrik noch in Tätigkeit war.

„Sie werden uns doch gewiß auch bewundern wollen, Herr Oswald,“ sagte sie, nachdem er rasch verschiedene Papierrollen von einem Stuhl geworfen hatte und ihr denselben zuschob, „deshalb komme ich heute mit einem Tribünenbillet zu Ihnen.“

„Zu viel Ehre, gnädiges Fräulein. Aber es wird nicht gehen.“

„Lassen Sie mich das mit meinem Papa ausmachen. Ihre Arbeit muß belohnt werden. Sie müssen doch sehen, wie Ihr Entwurf sich in Wirklichkeit ausnimmt. Waren Sie überhaupt schon auf einem Blumenkorso?“

„Noch niemals, gnädiges Fräulein.“

„Dann wird es aber Zeit, daß Sie sich einmal eine derartige rollende Farbeninfonie anschauen.“

„Ich befürchte, es wird für mich eine Trauerinfonie sein.“

Sie verstand ihn nicht gleich, da aber sein böser Husten sich wieder bemerkbar machte, brachte sie seine Anspielung damit zusammen, und so sagte sie milde: „Sie müssen nicht immer solche Gedanken haben, Herr Oswald. Es wird schon noch alles gut werden.“

Er ahnte, was sie meine, schüttelte aber stumm mit dem Kopf und lächelte nur trübe. Sie waren allein in dem großen zweifenstrigen Raum, den er sich durch Verstellen des unteren Teiles der Scheiben vermittelt Papptafeln zu einer Art Atelier umgewandelt hatte. Die große künstlerische Unordnung wies auf die rege Tätigkeit hin, deren er sich in der Einsamkeit des Tages hier hingab. Stoßweise vernahm man das Gehen der großen Dampfmaschine, die tausend Räder in Bewegung setzte und den ganzen Steinkoloß in andauerndes Erzittern brachte.

Er gab die nötige Aufklärung. Die kleine Arbeiterin, die so häufig an Ohnmachtsanfällen gelitten habe, sei heute in der Frühe gestorben. Herzkrämpfe hätten sich eingestellt und so sei sie dabei weggeblieben. Gerade am Mittwoch finde die Beerdigung statt und da könne er doch unmöglich — —. Wahrscheinlich ginge die halbe Fabrik mit, und

er habe die Absicht, sich nicht auszuschließen, denn die Kleine sei gewissermaßen sein Modell gewesen; er habe sie mehrfach in seinen Mußestunden gezeichnet, ihrer wunderschönen Augen wegen.

Er kramte in einer Mappe und holte einige leichtgetönte Farbenzeichnungen hervor, die er vor ihr ausbreitete. Sie war von seiner Mitteilung sehr betroffen, denn plötzlich dämmerte es ihr, daß es nun mit der Korsofahrt nichts werden könnte.

Als sie längere Zeit schwieg, und er ihre Gedanken zu erraten glaubte, begann er: „Deshalb brauchen Sie sich aber in Ihrem Vergnügen nicht stören zu lassen, gnädiges Fräulein. Das Kontor wird dadurch natürlich nicht berührt, und Ihre Eltern auch nicht. Sie war ja auch noch nicht lange hier. Mich aber treibt's hinaus, ihr die letzte Ehre zu geben . . . Denn sehen Sie, gnädiges Fräulein, manchmal, — da habe ich wirklich solche schwarze Gedanken, die Sie vorhin andeuteten. Und da denke ich daran, wer mich wohl auf dem letzten Wege begleiten wird. Sie müssen nämlich wissen, daß ich ganz allein dastehe.“

Er wandte sich ab und unterdrückte mit Gewalt den neuen Hustenanfall, der sich Luft zu machen drängte. Im Augenblick erschüttert von seinen Worten, wurde sie weich. Und so sagte sie sanft: „Sehr edel von Ihnen gedacht, aber sie sollten sich nicht mit Gewalt Schmerzen bereiten. Kommen Sie nach Westend, erfreuen Sie sich an dem Blumenregen und

dem hellen Sonnenlicht. Das wird Ihnen besser tun, als der stille Kirchhof. Ich würde mich jedenfalls herzlich freuen, wenn ich wüßte, daß Sie da wären."

Überrascht blickte er sie groß an, denn er hatte erwartet, daß sie auf das Vergnügen verzichten würde, sobald sie erführe, daß er bessere Absichten hege, als sie. Seit langem eine stille, tiefe Neigung für sie im Herzen, die er wohlweise verschlossen mit sich herumgetragen hatte, fühlte er sich unangenehm berührt, sie überschätzt zu haben. Er hatte die Empfindung, als wären plötzlich alle seine Ideale in ein dunkles Nichts versunken.

"Es geht nicht, wirklich nicht, gnädiges Fräulein," sagte er verbindlich. "Aber wenn Sie von Blumen überschüttet werden, und auch ich ein paar als letzten Gruß der Toten widmen werde, dann werde ich an Sie denken. Verlassen Sie sich darauf."

Sie fühlte den Stich, und so regte sich in ihr Trotz. Sie, die verwöhnte Tochter aus reichem Hause, die einer Kaprice willen zum zweitenmal diesen Weg nach hier gemacht hatte, sollte sich einen Korb holen, einer armseligen, verblichenen Kreatur wegen, die ihn doch eigentlich nichts anging? Nimmermehr!

"Sie ziehen wohl die Toten den Lebenden vor?" fragte sie spöttisch. "Wissen Sie, daß ich an jedem Finger meiner Hand einen Grafen haben könnte?"

"Ich weiß es, gnädiges Fräulein," gab er höflich zurück.

Diese Gleichgültigkeit trieb ihr das Blut in die

Wangen. „Sie werden kommen, Herr Oswald, ich wünsche es!“ brachte sie befehlend mit ihren bebenden Lippen hervor.

Wahrhaftig, in dieser Verfassung, gerötet von Zorn, mit blühenden Augen, erschien sie ihm begehrenswerter als sonst. Aber wie ein Etwas, das allmählich Besitz von ihm erriff, stieg langsam der Widerwillen gegen sie in ihm auf. Auch er hatte seinen Troß und Stolz, den keine Macht des Geldes beugen konnte.

„Ich weiß in der That nicht, gnädiges Fräulein —“

„Ich werde sehen, zwischen wem sie wählen,“ sagte sie mit einem seltsamen, verzerrten Lächeln, aus dem ebensoviel Neigung wie Drohung sprach. Damit legte sie die Karte auf den Tisch und verschwand, begleitet von seinem schlimmen Husten als letztem Gruß.

„Unangenehm, sehr unangenehm,“ sagte der Kommerzienrat zu seiner Frau, als er erfahren hatte, daß gerade am Korbtag die Hälfte seines Fabrikpersonals nach dem Kirchhof gehen wollte. Dieses kleine Ding schien also sehr beliebt gewesen zu sein. Nur gut, daß nicht einer von den älteren Arbeitern oder gar ein Werksführer gestorben war, denn dann hätte man mit im Trauerzuge sein müssen, und aus dem Vergnügen auf Westend wäre nichts geworden. So aber konnten die drei Säle die traurige Angelegenheit unter sich abmachen.

„Was, Sie wollen auch mit zum Begräbniß?“ fragte er dann Oswald am Vormittag des wichtigen

Tages, als der Maler ihm seine Absicht mitteilte. „Aber meine Tochter teilte Ihnen doch mit, daß Sie — —. Ich würde nichts dagegen gehabt haben. Wenn Evi sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat —.“ Plötzlich aber war ihm diese Wendung der Dinge sehr angenehm. „Wissen Sie, — da möchte ich Sie bitten, mich auf dem Kirchhof zu vertreten und in meinem Namen einen Kranz auf das Grab niederzulegen,“ fuhr er eifrig fort. „Dann braucht der Buchhalter es nicht zu tun. Das Kontor hat überdies einen großen gespendet.“ Er hatte den Kranz schon bei der Hand, der, auffallend groß und prächtig, an dem Säulenknauf eines hohen Stuhles hing. Sofort fielen Oswald die gelben Rosen auf, mit denen er fast übersät war.

„Evi hat ihn bestellt. Sie sehen daraus, daß meine Tochter auch ein Herz für die Arbeiterinnen hat. Schade, schade, daß wir heute nicht mitgehen können. Aber wie die Umstände nun einmal liegen —. Sie wissen ja.“

Oswald lächelte kaum merklich, denn er nur allein glaubte die Symbolik dieser gelben Rosen zu verstehen. Sie sollten beweisen, daß ihre Spenderin im Innersten ihres Herzens seine edle Absicht doch begreiflich fand. Fast schien es ihm wie eine duftende Mahnung, ihren Wunsch zu erfüllen, die Tote die Tote sein zu lassen und dort hinauszufahren, wo lachendes buntes Treiben das Recht des Lebenden verkündete und wo ihm vielleicht etwas verheißen würde, woran

er selbst in den Minuten höchster Einbildung nicht gedacht hatte. Aber er schwankte nicht lange.

„Ich danke für das Vertrauen, das Sie mir schenken, Herr Kommerzienrat,“ sagte er verbindlich, „ich werde nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß Sie mit Ihrem ganzen Herzen an der Trauer teilnehmen.“ Er nahm den Kranz und ging.

Der Kommerzienrat blickte ihm mißtrauisch nach, denn er glaubte wieder jenen leichten Spott vernommen zu haben, der von dem Wesen dieses seltsamen Menschen unzertrennbar war.

Am Nachmittage, als draußen auf herrlich geschmückter Bahn die bekränzte Wagenkette sich allmählich an den Tribünen vorbei zu entfalten begann, die sich wie emporsteigende, blühende Menschenbeete ausnahmen, fand Evi Zeit, den Blick suchend auf die Loge zu richten. Der Platz in der dritten Reihe war leer. Also war er wirklich nicht kommen! Einige Minuten lang hatte sie inmitten dieses Gewoges, das sinnbetörend die neidischen Götter herauszufordern schien, eine Art Vision. Sie glaubte einen langen Zug schwarzgekleideter Menschen zu sehen, die mit Grabesstille an ihr vorüberzogen und mit großen, weit aufgerissenen Augen sie anstarrten, als wollten sie sie stumm anklagen. Dann trug man die kleine Arbeiterin, die wachsbleich aussah, frei in der Luft. Sie war ganz und gar mit gelben Rosen bedeckt, deren lange Stengel sich wie Ranken um ihren Körper schlossen und eine

seltsame Dornentrone bildeten, aus der große, helle Tropfen zur Erde fielen, die sich wie der Schweiß der Arbeit ausnahmen. Als letzter kam Oswald hinterdrein, gebückt und hohläugig, eine einzige, weiße Blume in der Hand . . .

„Schrecklich, schrecklich,“ kam es stöhnend über ihre Lippen.

„Was denn?“ fragte der Kommerzienrat gemüthlich, der sich nie in seinem Leben so gefühlt hatte, wie gerade heute.

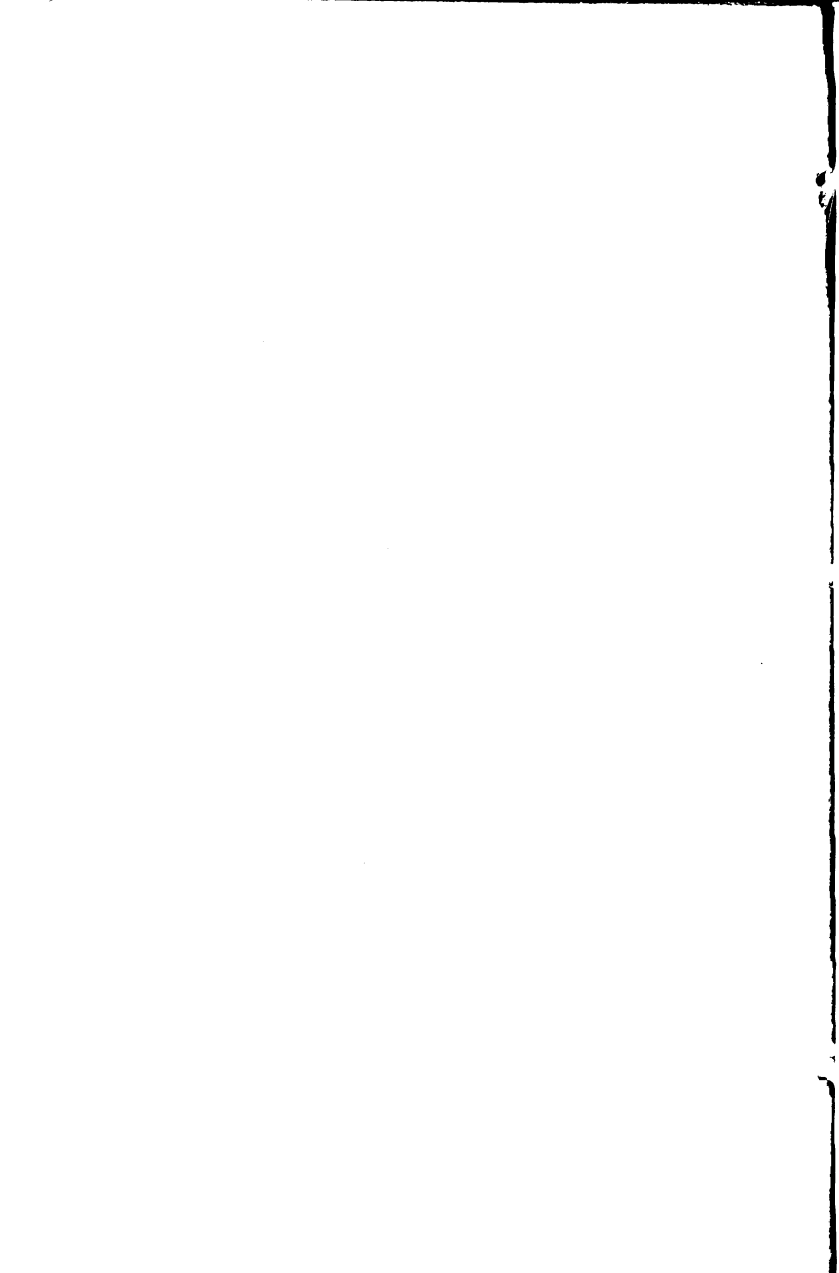
„Ach, nichts.“

Unter hellem Gelächter der Damen, unter dem Jubel der Zuschauer begann die Blumenschlacht, die sich wie ein toller Wirbel von farbig beweglichen Luftkörpern ausnahm. Eine vollerblühte, rote Rose flog Evi ins Gesicht. Leutnant von Sidelmann führte gerade seinem Tandem vorüber und hatte sich erlaubt, mit leuchtenden Augen ihr diesen Gruß zu spenden. Die Vision war vorbei.

Ein dankbares, herziges Lachen belohnte den Liebescherz. Dann flog als Antwort eine ganze Handvoll gelber Rosen hinüber. Der Kommerzienrat zog tief den Hut und seine Frau nickte mehr als gnädig. Beide schwammen in stiller Wonne.

„Was für ein Dummkopf, dieser Oswald,“ dachte Evi, halb erstickt vom Blumenregen. Dann suchten ihre Augen nur noch den Leutnant.

Leopold Saschi



Leopold Saschi war bereits zehn Jahre verheiratet, als er plötzlich von eigentümlichen Wahnvorstellungen befallen wurde. Er bildete sich ein, sein Kind sei nicht sein eigenes, sondern sein Weib habe ihn damit betrogen. Eigentlich widersprach die wahrhaft zärtliche Liebe, die er für das Töchterchen hegte, diesem ganzen Ballast von unsinnigen Gedanken, der sich in grüblerischen Stunden in seinem Hirn unheimlich breit machte, aber es war nicht zu ändern: die fixe Idee war da und begann zerstörend ihre Wirkung zu üben.

Sie tauchte mitten in seinem Coupletvortrag auf, wenn er abends, weit draußen im Norden, auf der simplen Vorstadtbühne das hochwohllobliche Publikum durch Gesichterschneiden zu amüsieren hatte, sie unterbrach plötzlich sein Denken über die wichtigsten Dinge und schoß wie ein widerwärtiges Etwas in seine Unterhaltung hinein. Sie verfolgte ihn auf Schritt und Tritt, raubte ihm den frühen Schlaf, ließ ihn nachts aus wüsten Träumen emporschreien und hieß ihn morgens den jungen Tag in trüber Stimmung begrüßen. Sie war mit einem Worte der Keil, den der Wahn mit dämonischer Gewalt in sein

bißchen Glück getrieben hatte und es langsam aber sicher zu sprengen drohte.

Er stammte aus guter Familie und hatte spät geheiratet. Natürlich mußte es eine sogenannte Soubrette sein, die er, nach langen Irrfahrten auf dem Schicksalschiff, zu seiner Frau gemacht hatte und mit der er nun seit Jahren gemeinschaftlich „arbeitete“, wie es in der Artisten Sprache heißt. Damit waren auch zugleich all' seine Ideale abgetan, mit denen er den väterlichen Laden verlassen hatte, gelockt von dem Lorbeer, der ihm dereinst als vielbewunderter Mime winken würde. Sie waren gleichsam in die Versenkung des alltäglichen Lebens gefallen, aus der unaufhörlich der Schrei nach Brot herauschallte.

Aus dem Charakterspieler der Schmieren war allmählich der „Salontomiter“ entstanden, dem schließlich der „Volkshumorist“ gefolgt war. So wandelte er friedlich in den Schlafschuhen der Kunst durch das Leben und hatte es bereits aufgegeben, seinen Namen in den Zeitungen „unter dem Strich“ genannt zu sehen, was ihm ein brutaler, künstlerischer Tod erschien.

Eigentlich führte er einen ganz gewöhnlichen Alltagsnamen, den er aber eines Tages nach dem Vornamen seiner Frau, die eine geborene Russin war, in Salschi umgewandelt hatte. Das klang ungemein fremdländisch und reizte das Publikum jedenfalls mehr, als wenn es sich mit den Leistungen eines

„Schulze“ oder „Müller“ hätte begnügen müssen. So übte es denn einen besonderen Zauber aus, wenn auf den Zetteln in fetter Schrift das Auftreten des „allbeliebten Volkshumoristen Leopold Saschi“ und der „preisgekrönten Soubrette Sascha Kasta“ verkündet wurde.

„Preisgekrönte Soubrette“ war ein Tric, den er erfunden hatte, ohne daß er damit gegen die Wahrheit verstoßen hätte.

Vor Jahren, gleich bei Beginn seiner Tätigkeit in Berlin, hatte er in einem Sommergarten als „artistischer Leiter“ fungiert und auf der Probe, unter den weiblichen Mitgliedern, die die „schönen Reste“ ihrer Stimmen hier hinausgetragen hatten, ein Preissingen veranstaltet, das durch ein Diplom belohnt werden sollte. Da der Restaurateur, der (nebenbei gesagt) an Schwerhörigkeit litt, und er die einzigen Preisrichter waren, so durfte es wohl als die Folge einer übereinstimmenden Gerechtigkeit erscheinen, daß die schöne Sascha in einer sehr gut einstudierten Ansprache des dicken Wirts „einstimmig“ durch das Diplom ausgezeichnet wurde.

Dieses Diplom, das Saschi selbst entworfen hatte, und welches nicht nur das mächtige Siegel und die Krähenfüße des Gartenpächters trug, sondern auch die zierliche Unterschrift eines Brauereidirektors, der als „unparteiischer Sachverständiger“ dem Sängerkrieg beigewohnt hatte, prangte zu Hause unter Glas und Rahmen und wurde jedermann als

unantastbarer Beweis gegen hämische Anfeindungen neidischer Kollegen und Kolleginnen gern und auch unaufgefordert gezeigt.

Wie alle Bretterkünstler belog er sich mit seinen Illusionen, und so glaubte er schließlich selbst mit Bestimmtheit an eine Preiskrönung vor einem erlauchten Forum, ungefähr mit dem Rechte eines stark überzeugten Menschen, der sich stets einbildete, es hätte so sein können und nicht anders.

Daß sie nicht als Mann und Frau auftraten, war ein Zugeständnis, das sie einem gewissen Teil des Publikums machen mußten. Es gab immer und überall Leute, die mit dem Beifall zurückhielten, sobald sie wußten, daß die Soubrette da oben die Frau ihres Partners war, die sich aber sofort ganz anders benahmen, sobald die „Schöne“ den Eindruck der Unabhängigkeit machte. Das reizte die Männer, die jungen wie die alten, namentlich aber die Vorstadtgigerl, die zu den Stammgästen gehörten und allabendlich die erste Reihe vor dem Podium besetzt hielten und sozusagen die tonangebende Kunstmeute waren, die privilegierten „Handarbeiter“ und Dacapo-Brüller, die die Stimmung in Fluß erhielten und beim Benefiz für das nötige Blumenbombardement sorgten.

Sie stellten die Verbindung zwischen Bühne und Publikum her, standen mit den Künstlern auf bestem Fuße und durften sich daher auch gewisse kleine Vertraulichkeiten gestatten, die man durchaus nicht schief

aufnahm, weil gar mancher dieser Spezialitätenfere seine Spendierhose anhatte und nach der Vorstellung damit prahlte.

Einer dieser Sonntagslöwen hatte Leopold Veranlassung zur Eifersucht gegeben. Das war damals, nachdem man bereits zwei Jahre Mann und Frau war, an einen Familienzuwachs aber noch nicht gedacht hatte. Er hatte Sascha, die in Deutschland erzogen war, in Berlin kennen gelernt und sie, wie sie ging und stand, geheiratet. Beide hatten ihr bestimmtes Programm, in dem sie auftraten, und so hatten sie sich allmählich gefunden. Ihn hatte ihre schöne Figur und ihr glattes Gesicht gereizt, und er hatte ihr gewaltig durch den großen Anhang imponiert, den er im Publikum besaß.

Leopolds Kennerblick entging es nicht, daß sie sich noch gut gehalten hatte, daß man ihr das Schlimmste noch nicht nachreden durfte, und so setzte er sich über die kleinen Poussaden, die sie gehabt hatte, rasch hinweg und gab ihr ohne Zögern seinen Namen.

Zuerst trug er sich mit dem großen Gedanken, etwas aus ihr zu machen. Er träumte den schönen Traum von einer zweiten Ernestine Wegener, von späteren, großen Triumphen seines hübschen Weibes, an denen sein erloschener Ehrgeiz sich wie eine neu erwachte, züngelnde Flamme noch einmal emporranken würde, dann jedoch zerrann dieser Traum nach und nach in ein graues Nichts, in das Einerlei des Tages. Sascha steckte zu sehr mit beiden

Süßen im Element des „Brettl“, als daß er sie mit Leichtigkeit hätte herausreißen können. Besser auch so, denn hier draußen waren sie alles, die stürmisch empfangenen Lieblinge des Abends, während sie auf dem großen Possentheater vielleicht bald wieder kalt gestellt würden und zu namenlosen Nummern sanken.

So führten sie ein ganz beschauliches Dasein, bis jener „Blickerl“ auftauchte, der darauf ausging, Sascha den Kopf zu verdrehen, fest und bestimmt, mit der Unverfrorenheit eines verwöhnten Don Juans: irgendein Reisender für ein großes Geschäft, mit den Talmiallüren eines Offiziers in Zivil, dem die sechs wöchentliche Erholung in Berlin gerade lang genug dünkte, um die Erinnerung an ein hübsches Abenteuer mit auf die nächste Reise ins Ausland zu nehmen. Leopold entsann sich noch genau des Abends, wie er den kokett gedrehten, blonden Schnurrbart zum erstenmal dicht vor sich an der Rampe erblickte, und wie die blitzenden, lachenden Augen sich fest seiner Frau zuwandten, als wollten sie auf eine stumme Frage eine gewisse Antwort von da oben herunterholen. Und bald kam Sascha auch dahinter, daß die beiden sich bereits von früher kannten. Als er acht Tage lang das Kokettieren Abend für Abend mit angesehen hatte, schwoll ihm der Kamm.

Sascha jedoch lachte ihn aus, klopfte ihm die Wange und sagte vergnügt: „Poldchen, du bist nährisch. Was kann ich für meine Verehrer? Sei doch stolz darauf, mein Muschi.“ Das war der

Kosenamen, den sie ihm zugelegt hatte, er wußte nicht, aus welchem Grunde. Man müsse doch auch das Geschäftsinteresse ein wenig wahrnehmen und dürfe die besten Gäste nicht vor den Kopf stoßen. Zwar beruhigte er sich bald und schlug sogar die Einladung des Blichterls zu einem Glase Wein nicht ab, blieb aber in seinem Innern doch verstimmt. Dieser eine gerade behagte ihm nicht.

Es war um die Zeit der Lindenblüte, die mit ihrem betäubenden Duft den Garten durchzog, als er vor Beginn der Vorstellung einen Brief an seine Frau auffing, den der bestochene Kellner auf dem Serviertisch hatte liegen lassen, in der Annahme, es würde kein fremdes Auge ihn dort erblicken. Sascha wurde darin benachrichtigt, daß man sie am anderen Tage, nachmittags, erwarten würde. Äußerlich blieb Leopold ruhig, aber in seinem Innern brannte um so heißer die Flamme zehrender Eifersucht. Wie immer trat er gelassen auf, sang seinen „Aujust in tausend Ängsten“ und nahm dafür den lauten Beifall des Publikums entgegen. Dann, in der Duettscene, die er mit Sascha hatte, beobachtete er scharf ihr Äugeln ins Parterre. Unten saß wieder der „Schnurrbart“ und hielt den Blick unverwandt nach oben. Merkwürdig, wie ruhig die „Verbindung“ zwischen beiden blieb! Das konnte aber auch Verstellung sein.

In der großen Pause endlich konnte er mit seiner Empfindung nicht mehr zurückhalten. Sascha war

keinen Augenblick verlegen. „Laß ihn doch, mein lieber Muschi,“ sagte sie schmeichelnd. „Geht aus den Zeilen hervor, daß ich ihm eine Berechtigung zu seiner Frechheit gegeben hätte? . . . Nun also. Ich dachte, wir wären doch zu vernünftig, um uns deswegen das Leben schwer zu machen.“

Ihre Harmlosigkeit überzeugte ihn. Aber ärgerlich über ihre Logik, nahm er sich vor, dem „Schnurrbart“ eine gehörige Abkühlung zu geben. Im vierten Teil kam sein „Schlager“, das Couplet von dem „verseßten Anbeter“, der stets zahlen muß, aber zum Dank dafür immer genarrt wird. Der Refrain:

„Der kann auch prahlen,
Denn er muß zahlen“,

erregte stets stürmische Heiterkeit und brachte ihm tosenden Beifall ein. Und jedesmal, wenn Leopold Sascha die Pointe mit der entsprechenden Fingerbewegung zu singen hatte, wandte er sich so auffallend an den „Schnurrbart“, daß man schließlich die Absicht merkte, die Köpfe nach der gewissen Stelle wandte und sich nun doppelt amüsierte.

Der „Schnurrbart“ lachte erst laut mit, begriff aber allmählich diese „Auszeichnung“ und verkniff sich den Ärger unter erkünstelter Heiterkeit, die zuletzt in ein verzerrtes Lächeln überging.

Sascha war wütend, sie vergaß sogar das „Muschi“. „Wie kannst du nur!“ fuhr sie ihn an. „Bedenke doch, was für ein Gast das ist. Neulich

hat er sogar Sekt spendiert. Nun wird er sich gewiß hier nicht mehr sehen lassen. Wenn er dich nun zum Duell fordert!”

„Dann wirst du vielleicht glückliche Witwe,“ fuhr er ihr grimmig ins Wort.

Das versöhnte sie rasch wieder. „Aber, mein Muschi, ich könnte dich niemals vergessen! Was sollte dann aus unserem Kinde werden?“ Sie fiel ihm um den Hals und zerdrückte eine Träne.

Er schwieg betroffen, denn dieses Geständnis hatte er nicht erwartet. Wenn die Dinge so lagen, dann durfte er wohl keinen Groll gegen sie hegen. Einige Augenblicke sah er ihr in die Augen, als wollte er aus ihnen irgendein unergründliches Geheimnis entziffern, — jenes Geheimnis, über das die Weiber allein nur Aufschluß geben können. Dann aber zog er ihren Kopf an sich und küßte sie trotz der Schminke unaufhörlich ab.

Der „Schnurrbart“ nahm zwar noch einige Abende seinen gewohnten Platz ein und tat so, als wäre sein Gewissen das reinste von der Welt, blieb dann aber gänzlich fort.

Sascha und Saschi waren nun wieder einig. Leopold hatte sich mit einem stillen Seufzer in das Unvermeidliche gefügt und strahlte vor Freude, als der Himmel ihm ein kleines Mädchen bescherte, dem er in einer poetischen Anwandlung den Namen Flora gab. Er sollte ihn stets daran erinnern, daß mit der

Geburt dieses Töchterchens neue Lebensblüten auf seinen Daseinsweg gestreut worden waren.

In der Tat wuchs Florchen wie eine stolze Blume heran, deren Anblick und Duft das Herz erfrischen. Saschi hing mit einer wahren abgöttischen Liebe an seinem Kinde, und es war sein ganzer Stolz, sozusagen seine Lebensaufgabe, die er nun in der Welt seiner zerfallenen Ideale zu erfüllen habe. Florchen wurde wie ein Augapfel behütet und vor jedem Einfluß von außen, der sie in das Fahrwasser der Eltern hätte bringen können, mit Ängstlichkeit beschützt. Nein, dieser blonde Engel sollte nicht das trübe Los der Schmierer zu kosten bekommen, sondern rechtzeitig vor dem Kampfe ums Dasein bewahrt bleiben.

Leopold Saschi knappste und sparte, und sein ganzer Ehrgeiz ging dahin, Florchen gut bürgerlich zu erziehen und sie zu einem braven Mädchen heranzubilden. Florchen wußte kaum, was ihre Eltern trieben. Fast peinlich wurde in ihrer Gegenwart alles vermieden, was mit dem trügerischen Schein des Brettl zusammenhing, um die ersten kindlichen Eindrücke nicht zu verwirren. Hatte Saschi einen neuen Coupletvortrag ausgeheckt und war beim Auswendiglernen, so mußte Florchen hinaus aus der Stube, und übte er irgendeine humoristische Szene mit Sascha ein, so geschah dasselbe. Florchen wurde allerdings an schönen Sommertagen mit in den großen Garten genommen, aber nur bis zum Beginn der Vorstellung. Dann mußte die alte Frau,

die man als Hüterin angenommen hatte, mit dem Kinde von dannen trollen.

Diese Erziehungsmethode wurde von Sascha um so strenger durchgeführt, als die Schuljahre Florchens begannen und sie sich plötzlich als ein sehr aufgewecktes, lernbegieriges Kind erwies. Saschi kannte wieder keine Rücksicht mehr. „Weg von der Schminke!“ hieß seine ständige Parole.

Sascha fand sein Verhalten komisch und lachte ihn aus. Er übertreibe denn doch gar zu sehr, meinte sie, „was werden solle, das werde doch.“ Sie dachte leichtfertiger darüber, weil ihre Lebensanschauung eine ganz andere war.

Sie hatte recht. Das Komödiantenblut konnte Florchen doch nicht verleugnen. Eines Tages fand Saschi die Siebenjährige vor dem Spiegel stehen, wie sie sich, echt theatralisch aufgepußt, in allerlei Verbeugungen und Gebärden erging, wodurch sie entschieden die kleine Schauspielerin andeuten wollte. Zuerst lachte Saschi, dann aber wurde er sehr ärgerlich. Er ahnte sofort, daß sie das hinter seinem Rücken von der Mama gesehen haben müsse, die, wenn er nicht zu Hause war, jedenfalls Tollheiten mit ihr getrieben hatte. Er verbot Florchen dieses Treiben sehr ernst, was Sascha einfach unbegreiflich fand. „Es ist doch ein Kind, laß ihr doch das Vergnügen,“ wandte sie ein.

„Gerade, weil sie ein Kind ist, soll sie sich an diesen Zauber nicht gewöhnen,“ gab er erregt zurück. Es

betrübte ihn, daß sie ihn nicht begriff. Über die Erziehungsmethode gerieten sie auf die Dauer fortwährend in Streit, wobei sie stets mit großer Leidenschaft erklärte, daß sie ebenfalls „ihr Teil“ an dem Kinde habe und darauf bestehe, dasselbe nicht unterdrückt zu sehen.

Dann kam jener unglückselige Augenblick, der eine fürchterliche, seelische Umwandlung in ihm hervorbrachte. Es hatte wieder einmal wegen Florchen eine Szene gegeben, und er hatte sich hinreißen lassen, Sascha laut anzuschreien, daß er sich das Erziehungsrecht nicht nehmen lasse, denn Florchen sei sein Kind.

„Du zweifelst doch nicht etwa daran?“ kam es in einer Weise über ihre Lippen, die ihn betroffen machte. Er glaubte etwas Lauerndes in dieser Frage zu bemerken, eine versteckte Herausforderung, seine Meinung darüber zu äußern. Hätte sie ihm gerade herausgesagt, es sei nicht sein Kind, so würde er das vielleicht sehr komisch gefunden und darüber gelacht haben. Nun aber begann der Zweifel an ihm zu nagen und seinem Innenleben jene andauernde Erschütterung zu geben, die man gerade an starken Naturen oftmals beobachten kann.

Zum erstenmal wurde er wirklich an dem Charakter seines Weibes irre und belastete sie im geheimen mit jener Portion Schlaueit, die seiner Ansicht nach nun einmal in jedem Weibe zu finden war. Er wurde schweigsam, grübelte und errichtete sich ein großes Gedankenbild, zu dem er die Erinne-

rungen stückweise zusammentrug, um seiner Einbildung mit Gewalt zum Siege zu verhelfen. Hatte sie sich nicht zwei Jahre lang dagegen gesträubt, Mutter zu werden, weil sich das mit ihrem Berufe nicht vertrüge? Hatte sie nicht damals, als sie sich ihm verschämt anvertraute, jene kosteten Beziehungen zu dem „Schnurrbart“, der ihm so aufregende Stunden verursachte?

Es stand bei ihm fest: sie hatte ihn betrogen. Er rief sich alle Einzelheiten ins Gedächtnis: die Stunden, wo sie nicht zu Hause war, alle die kleinen Gänge, die sie zu besorgen hatte, und immer kam er zu demselben Ergebnis. Wenn ein Weib zur Sünde ausgehen wollte, dann fand es immer Zeit dazu. Und sie mußte die Zeit dazu gefunden haben!

In diesen Zustand der Selbstpeinigung, der mit der Zeit seine Nerven krank machte, drang hin und wieder wie lichte Sonnenblicke der Zweifel an seinem wüsten Hirngespinnst, denn er vermochte die Liebe zu seinem Kinde nicht zu unterdrücken. Er studierte die Eigenheiten Florchens mit der Forscher gier eines Gelehrten. Aus allem, was sie sagte, was sie tat, wollte er Schlüsse auf seine persönlichen Eigentümlichkeiten ziehen. Er stellte sich mit ihr vor den Spiegel und verglich ihr Gesicht aufmerksam mit dem seinigen, ohne daß das Kind ahnte, aus welchen Gründen er das tat. Wenn Sascha dann nicht dabei war, zog er Florchen plötzlich auf sein Knie, fuhr mit der Hand über ihr seidenweiches Haar, und herzte und küßte

sie mit der ganzen Größe der Vaterliebe. Nein, diese herrlichen Taubenaugen, aus denen die Reinheit einer unentdeckten Welt sprach, konnten nicht das Gift eines anderen Vaters in sich bergen. Zwar waren es ganz die Augen Saschas, zwar gaben sie ihm noch immer nicht den greifbaren Beweis für das Hinfällige seines Verdachtes, aber in diesen schönen Minuten glaubte er, und der Glaube machte selig.

Dann kamen die Wahnvorstellungen aufs neue und durchrissen jäh die väterliche Illusion.

Sascha dachte viel vernünftiger darüber. „Sieh dir doch die Nase an, das ist doch ganz die deine,“ sagte sie ruhig, wenn der Kampf sich wieder gelegt hatte. Er aber traute ihr nicht mehr. Mürbe geworden durch diesen ewigen Unfrieden, ließ sie ihn zanken, so viel wie er wollte, und erklärte nun im geheimen aller Welt, ihr Mann habe verrückte Stunden und werde noch mal ins Irrenhaus kommen, wenn das so weiter gehe.

Das Kind litt am meisten darunter, denn wie ein einsames, dem Sturm preisgegebenes Rohr, schwankte es zwischen Haß und Zärtlichkeit des Vaters. Das, was Sascha mit ihr erreichen wollte, schlug ins Gegenteil um, denn der ewige Hader der Eltern entging ihr nicht und tat seine üble Wirkung auf ihr empfängliches Gemüt. Sie hörte Worte, deren Sinn sie zuerst nur dunkel ahnte, den sie dann aber allmählich begriff und über den sie nachdachte. Sie wurde eigensinnig, trozig, und gehörte zu jenen Kindern, aus

denen man niemals recht klug wird, wozu sie eines Tages neigen werden.

Mehrere Jahre hatte dieses eigentümliche Familienverhältnis gedauert, in dem Leopold Sascha wie ein zeitweilig Seelenkranker ausartete und ruhig wurde, als eines Abends der „Schnurrbart“ wieder auftauchte. Das Ehepaar mimte jetzt in einem anderen Garten, und so meinte Sascha sofort, es könne nur der reine Zufall sein, daß man den Störenfried wieder zu sehen bekomme. Der „Schnurrbart“ war zwar bedeutend älter geworden, aber immer noch stattlich und verwegen genug, um Eindruck auf leicht begehrliche Weiber zu machen.

Es war wirklich nur der reine Zufall, aber Leopold begann zu rasen. Er werde diesen Kerl bei offener Szene erwürgen, oder wie einen Hund totschlagen, denn er erblicke in ihm den Räuber seines Glückes, tobte er. Dieser Wahn guckte ihm bereits aus jeder Falte seines Gesichts und raubte ihm nun fast die Besinnung. Sascha war tief unglücklich. Man spöttelte schon über sie, daß sie sich das alles gefallen ließe. Ein-, zweimal tauchte der „Schnurrbart“ noch auf, dann ließ er sich nicht mehr blicken.

Trotzdem das die Folge einer ganz natürlichen Absicht war, glaubte Leopold nicht daran, sondern witterte darunter ein Einverständnis mit seiner Frau. Das letzte bißchen Glaube an sie war ihm verloren gegangen.

Kurz darauf hatte ihn Sascha verlassen. Am hellen

Tage war sie ihm durchgebrannt, kein Mensch wußte wohin. Während er mit Florchen seinen täglichen Spaziergang unternahm, um das Kind „zu prüfen“, wie er zu sagen pflegte, hatte sie ihre ganzen Sachen gepackt und nur einige wenige, in ihrem schlechten Deutsch geschriebene Zeilen zurückgelassen. Sie sei es satt, sich ihr ganzes Leben von ihm vergiften zu lassen und werde nun auf eigene Faust gastieren. Vielleicht werde ihn das vernünftig machen und er dadurch zur Einsicht kommen, daß Florchen wirklich sein Kind sei.

Merkwürdigerweise nahm er das sehr ruhig auf. Es war ihm, als hätte es gar nicht anders kommen können, denn sofort witterte er wieder den „Schnurrbart“ dahinter. Er geriet nun in einen seltsamen Zustand, der zwischen Melancholie und Tobsucht schwankte. Des Abends trat er wie gewöhnlich durchaus vernünftig auf, erledigte sein Programm unter Seelenqualen, die kein Mensch aus der großen Masse ahnte, und am Tage, zu Hause, haderte er mit seinem Kinde, das er im Verdacht hatte, es wisse, wo die Mutter sei. Bald herzte und küßte er es, dann schlug er es, behandelte es so nichtswürdig als möglich, bis er ihr Tränen des Schmerzes hervorgepreßt hatte, die er ihr dann in der Auflösung weicher Stimmung von den Augen küßte.

„Geh' dort hin, wo deine Mutter ist und suche dort deinen Vater, du Dirne!“ kam es ihm eines Tages mit einem Fluch über die Lippen, in einer Stim-

mung, wo er die Herrschaft über seine Sinne verloren hatte. Als er des Abends betrunken nach Hause kam, denn er sprach jetzt häufig dem Glase zu, fand er die Dreizehnjährige nicht mehr vor. Und als er, durch den Schreck ernüchtert, jeden Winkel durchsucht hatte, ohne ein Lebenszeichen von ihr zu entdecken, warf er sich weinend über ihr Bett und brachte schluchzend immer dasselbe vor: „Wo bist du, mein Florchen, mein süßes Florchen?“ Dann ergriff er seinen Hut und eilte durch die Straßen, um sie zu suchen. Als sie am anderen Tage nicht zurückkehrte, ging er zur Polizei. Und als Wochen vergingen, ohne daß er etwas von ihr zu hören bekam, gab er die Hoffnung auf, sie jemals wiederzusehen. Trotzdem er dann, ruhiger geworden, sich sagte, sie werde wohl bei ihrer Mutter sein, betrauerte er sie wie eine Tote.

Da er sich schämte, diese trüben Verhältnisse einzugestehen, verließ er sein festes Engagement und wanderte an eine andere Sommerbühne, wo er nur Soloszenen darzustellen hatte. Nach einem halben Jahre tauchte zu seinem Erstaunen Sascha wieder bei ihm auf und trat freundlich zu ihm ins Zimmer, als wäre eigentlich gar nichts Böses zwischen ihnen vorgefallen. Sie war in einer Provinzstadt gewesen, sah frisch wie immer aus und strahlte vor Gesundheit.

„Nun, wo ist denn Florchen?“ fragte er, wirklich erfreut über dieses Wiedersehen, das längst entschlummerte Hoffnungen in ihm wach werden ließ.

„Sie ist doch bei dir,“ gab sie verwundert zurück.

„Weib, betrüge mich nicht aufs neue, sie ist bei dir!“ schrie er sie an.

Bald kannte sie das Entsetzliche. „Wahnsinniger, du hast ihr unschuldiges Leben vernichtet,“ brüllte sie ihn an und wollte sich das Haar zerrausen vor Schmerz.

Sie ging wieder und ließ ihn in seinem namenlosen Elend zurück. Er war so tief gedemütigt, das Leben erschien ihm so trostlos, daß er kein bittendes Wort fand, sie möchte bei ihm bleiben, um in geteiltem Leide das verlorene Kind zu suchen.

Jahrelang erfuhr er weder von seinem Weibe, noch von seinem Kinde etwas. Da er Sascha für brutal hielt, so nahm er an, sie hätte sich irgendwo mit einem anderen „Schnurrbart“ getröstet und nach Art niedriger Chanteusen Vergessenheit im Genuß gefunden. Er aber konnte nicht vergessen, trotz des Rausches, den er sich allabendlich antrank, um sich auf Stunden in das trügerische Reich der Betäubung zu versetzen. Wie er als Mensch sank, so sank er auch als Künstler. Aus dem einst begehrten Volkshumoristen, dessen Eleganz man bewunderte, war ein Komiker letzten Ranges geworden, der in zweifelhaften Lokalen durch zweideutige Couplets den Instinkten der niederen Volksmenge huldigte. Dann kam die Zeit, wo er als Kunstvagand von Kneipe zu Kneipe zog und gegen Bettelpfennige etwas zum besten gab. In diesem verwilderten Zustande hatte er plötzlich

den hohen Kothurn bestiegen. Er rezitierte nur noch, und zwar seine eigene Dichtung „Das verstoßene Kind“, von der er gleich bei seinem Eintritt mit einem gewissen Stolz versicherte, daß er der Verfasser sei. Je mehr die Zuhörer lachten, je mehr zeigte er sich zu Tränen gerührt. Ein Dichter, der über sein eigenes Werk schluchzte, war gewiß eines besonderen Vergnügtheits würdig.

An einem Herbstabend, gegen Mitternacht, geriet er in ein zweifelhaftes Café der äußeren Vorstadt, wo er, bescheiden an der Tür stehend, sofort seinen Vortrag in die Wolken von üblem Tabaksdunst hineinschmetterte. Plötzlich stand eine jener Gefallenen an seiner Seite, die in diesem Lokale zu verkehren pflegten, — ein junges Ding, auf dessen Gesicht das Laster noch nicht seine erkennbaren Stempel gedrückt hatte.

„Komm, Vater, du darfst hier nicht deklamieren,“ sagte sie leise und nahm ihn am Arm.

Wie ein Blödsinniger stierte er sie an, und erst draußen, als die kühle Nachtluft seine heiße Stirn umfächelte, wußte er, daß er seine Tochter zur Seite hatte.

„Du —?“ war alles, was er hervorzubringen vermochte. Dann betastete er sie förmlich, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich noch lebte und er kein Trugbild seiner Phantasie vor sich hatte. In einer anderen Wirttschaft aß er sich auf ihre Kosten satt. Sein seelisches Unglück hatte ihn bereits wider-

standsfähig gemacht, daß er während des Essens stumpf und stier ihrer Geschichte zuhörte. Acht Tage war sie obdachlos umhergeirrt. Hundertmal wollte sie nach Hause zurückkehren, aber die Furcht vor ihrem Vater hatte sie davon abgehalten. Dann war sie in schlechte Hände geraten, und das, was er ihr gewünscht hatte, war in Erfüllung gegangen: sie war wirklich Dirne geworden.

Große Tränen rannen ihm über die hohlen Wangen auf den Teller. „Was hast du mir getan?“ kam es ihm in seiner Alkoholstimmung über die Lippen. „Ich wollte nicht mehr zurück,“ sagte sie mit großer Bestimmtheit. „Ich wollte dir beweisen, daß ich ohne dich leben könne. Der Wille beim Menschen kann viel.“ Es war bereits eine erfahrene Person, die zu ihm sprach und die nicht viel mehr zu bereuen schien.

Plötzlich dämmerte ihm mit Macht, daß sie doch wohl sein Kind sein könne. Denselben starren Willen hatte er damals gezeigt, als er das Haus seines Vaters verlassen hatte, nachdem man ihm gedroht hatte, ihn nie mehr aufzunehmen, wenn er, aus dem ehrbaren Heim heraus, in die ungebundene Weite ginge. Allerdings hatte er ein anderes Ziel verfolgt, aber er durfte sich nicht mehr höher dünken, als diese Verlorene, die er einst mit Zärtlichkeit auf den Knien geschaukelt und der er den väterlichen Kuß auf den reinen Scheitel gedrückt hatte.

Sie gingen in die kalte Nacht hinaus und fanden sich am verlorenen Ufer des Kanals. Leo=

poßd Saschi war plötzlich nüchtern geworden. Einige Augenblicke träumte er sich in den Zustand seiner einstigen männlichen Würde hinein.

„Willst du mit mir sterben, Glorchen, mein süßes Glorchen?“ fragte er weich und milde.

„Aber Vater, du bist närrisch.“ Sie lachte. „Jetzt wollen wir erst wieder leben. Wir werden Mutter suchen, dann wird wieder die alte Freude sein.“

Ein kalter Schauer überlief ihn. „So leben, mein Kind —? Niemals . . . Komm' mit, mein liebes, heißgeliebtes Kind, — komm' mit nach dort, wo ewige Ruhe winkt. Das Wasser wird alle Sünden abwaschen.“

Er deutete nach unten, wo die Treppe hinab zum Wasser führte. Heiser hatte er die Worte hervorgebracht, und nun bat und bettelte er weiter, die Sehnsucht nach Erlösung im Herzen.

Ein Grauen überkam sie, und sie trat zurück. So wollte er allein gehen. Mit einem Lebewohl schritt er die Stufen hinab.

„Vater!“ schrie sie auf. Was er wollte, erreichte er. Sie lief ihm nach, um ihn von seinem unsinnigen Vorhaben zurückzuhalten.

Unten, fast auf der letzten Stufe, packte er sie eisern.

„Komm', mein Kind, komm', stirb mit deinem alten Vater.“

Sie schüttelte sich, weil sie schon das Wehen des Todes verspürte. Er ließ sie nicht mehr los. War

er ihr Vater, hatte er ihr wirklich das Leben gegeben, hatte er sie in die Schande getrieben, so glaubte er auch ein Recht zu haben, sie der Schande zu entreißen.

Der Wahnsinn zerrte an ihm, kraftvoll umschlang er sie mit beiden Armen und zog sie kopfüber in die kalte Flut, in der ihr Ruf nach Hilfe in der dunklen Nacht wie ein letzter Seufzer verhallte.

Nach zwei Tagen fand man beide, eng umschlungen, wie zwei Tote, die vereint das Leben beschlossen haben.

Ein Stück Himmel

Sie war nicht immer krank gewesen, die liebe Milln Scherz, und auch nicht immer so alt und gebüdt wie heute. Es gab eine Zeit, wo das Rot der Jugend ihre Wangen durchglühte, und Frohsinn und Heiterkeit auf ihrem Antlitz thronten. Damals schritt sie schlank und aufrecht einher, und wenn sie leicht wie ein Reh, mit ihrem Paket im Arm, durch das Straßengewühl der Weltstadt ging, so folgte ihr mancher Blick und ließ das Auge mit Wohlgefallen auf ihrer graziösen Gestalt ruhen. Sie brauchte auch nicht die Stiche der Nähnnadel zu zählen, wie sie es jetzt tat, um die Gedanken zu verschleichen, und wenn die weißen Hände mit zauberhafter Schnelligkeit über die Arbeit glitten, so hatte sie immer ein fröhliches Lied bereit nach Art lustiger Nähmam'sells, die ihre karge Kost mit ewigem Frohsinn würzen. Und was kümmerte sie damals auch jenes winzige Stück Himmel, das sich im dunklen Hofraum dort oben scharf an dem First der schwindelhohen Mietskaserne abzeichnete und den einzigen Trost so vieler Armen bildet, denen es Licht und Luft in ihre dunkle Wohnung bringt! Über dieses Stück Himmel, was ließe

sich da nicht alles schreiben! Wie vieler sehnsüchtiger Blicke müßte man da gedenken, die aus dumpfer Klausel verlangend zu ihm aufschauen, als müßten sie die Sonnenstrahlen segnen, mit denen auch sie, die Ärmsten, in ihrem engen Heim besichert werden. Aber Millly Scherz hatte dafür noch kein Auge. Sie sah die Welt im rosigstem Licht, und ihr leuchtete noch der ganze Himmelsdom in seiner herrlichsten Bläue. Wenn sie scherzte, um ihrem Namen Ehre zu machen, so erweckte sie den Neid des Kanarienvogels, jenes kleinen gefiederten Sängers, der von der Natur nur um deswillen geschaffen zu sein scheint, um der treue Gefährte der Armen und Bedürftigen zu sein. Er war der einzige Neider, den sie hatte, und doch meinte er es gut mit ihr, das bewiesen seine ewigen Triller, die nie glänzender waren, als wenn er seine Herrin lachen sah. Millly Scherz hatte auch ihren Garten, ihre Blumen, die sie hegte und pflegte. Wenn ich euch sage, daß dieser Garten aus dem viereckigen, grünangestrichenen Kasten bestand, der das Außenbrett des Küchenfensters zierte, so lacht nicht, ihr reichen und vornehmen Leute, die ihr herrliche Parkanlagen mit Springbrunnen, Jasmin- und Rosenlauben euer Eigen nennen könnt. Die Blume verliert nichts von ihrem Duft, wenn sie auch nur das Fensterkreuz der Armen schmückt!

Millly Scherz hatte auch ihre Träume und Ideale, wie jedes andere Mädchen; sie hatte auch phantastische Vorstellungen von einem glänzenden Leben mit

herrlichen Karossen, geschmückten Bräuten und reichen Grafen und Fürsten, die ihr glückliches Liebchen nach langen, siegreichen Kämpfen auf ihre Burgen und Schlösser heimführen. Und während ihre Finger sich trampfhaft mühten, Brod für sich und ihre Mutter zu schaffen, träumte sie mit offenen Augen von den goldenen Äpfeln der Hesperiden.

Und der Zeiger an der Uhr rückte immer weiter. Stich auf Stich folgte, Nadel auf Nadel zerbrach, aber kein Fürst, kein Graf kam und erkannte in Milln Scherz die verzauberte Prinzessin, die er so lange vergeblich gesucht hatte, wie es in den gelben Groschenheften so phantastisch geschildert war.

Aber eines Tages kam er doch. Er konnte zwar keine Krone aufweisen, er fuhr in keiner Equipage mit reichgeschirrten Pferden, wie die wirklichen Fürsten und Grafen, aber für Milln war er mehr als das: er war ihr König, zu dem sie aufschaute, er war ihr Gott, zu dem sie betete; denn Milln Scherz liebte.

Auf der Straße war sie ihm zum erstenmal begegnet, auf der Straße hatte sie ihn kennen gelernt. Arme Menschen finden selten Gelegenheit, sich in der Gesellschaft näherzutreten — oft ist der blinde Zufall der einzige Schmied, der ihr Schicksal zusammenkettet, fände er das erste Glied dazu auch nur an einem kalten, häßlichen Novembermorgen, wo der feuchte Nebel sich wie eine lange, dahinziehende Dunstwolke in den Straßen lagert, die zur Arbeit

schreitenden Menschen wie huschende Schemen erscheinen läßt, und die flackernden Gaslaternen zu glühenden Irrlichtern macht, an einem Morgen, wie es jener war, als der Zufall Millly Scherz zum ersten Male mit Richard Hartig zusammenführte.

Schnellen Schrittes kam er daher; groß und kräftig war seine Gestalt; und in den jugendlichen, offenen Zügen lag ein wilder, ungebrochener Troß, der keines Lächelns fähig schien. Die Krempe eines großen, grauen Filzhutes beschattete die Augen; und unter dem Rock, der trotz der Kälte offen stand, umschloß die blaue Bluse des Arbeiters die breite Brust. So hatte ihn Millly seit Wochen gesehen, wenn sie in rauher Morgenstunde nach der Werkstatt des Meisters ging, um die erste zu sein, die neue Arbeit empfing. Sie begneten sich, sie sahen sich in die Augen; sie kannten sich, ohne je ein Wort gewechselt zu haben. Und einstmals, an jenem Morgen, tauchte in dem Nebel eine Schar lärmender Nachtzecher auf, die in ihrer tollen Laune sich ein Vergnügen daraus machten, jedem Mädchen in den Weg zu treten, auch Millly, die ruhig ihres Weges ging. Einer von ihnen fand sie besonders schön und widerspenstig genug, um sie zu umfassen. Im nächsten Augenblick aber verspürte er am Halse eine kräftige Faust, die ihn zurückriß und deren Besitzer die Gesellschaft auf das Ungebührliche ihres Benehmens aufmerksam machte.

Millly Scherz hatte in Richard Hartig ihren Retter gefunden — jenes stille, unbewußte Sehnen nach

einem starken Arm im Leben war in Erfüllung gegangen, Millns Herz konnte heißer und schneller schlagen, denn es schlug für einen anderen, der ein Stück von ihrer Seele wurde. Und er verlor auf Minuten seinen Troß und seinen Ernst und konnte lächeln ihretwegen.

„Liebst du mich?“ fragte er am Abend des andern Tages, als sie zum erstenmal an seinem Arm hing. — „Bis daß der Tod uns trennt,“ gab sie, strahlenden Auges zu ihm aufschauend, glücklich lächelnd zur Antwort. Und er neigte sich in dem Dunkel der Seitengasse nieder und gab ihr den ersten Kuß. O, sie konnte die Seligkeit dieses Augenblicks nie vergessen, das gute, liebe Ding, — trotz Kälte, Schneegestöber und halb erstarrten Gliedern. „Milln, sieh mich an, willst du mein Weib werden?“ fragte er nach Wochen wieder. Sie antwortete diesmal nicht, aber wie sie sich verschämt an ihn schmiegte und leise den Kopf senkte, wußte er genug. „Milln,“ begann er wieder, „wir sind arme Menschen, du und ich; was wir uns verdienen mit unserer Hände Arbeit, ist unser einziges Kapital. Wir werden schaffen müssen von früh bis spät, um uns ehrlich durchs Leben zu schlagen. Es können aber Zeiten eintreten, wo es mit meiner Arbeit nicht geht, wenn die Not an unsere Thür pocht, wenn ich schuldlos daran bin, Milln, sieh mich an — wirst du mir ewig treu bleiben?“ Und diesmal konnte er wieder in ihre klaren Augen schauen, daß er auf dem Grunde ihrer

Seele die Wahrheit der Antwort fand: „Richard, sprich nicht so! In Leid und Freud will ich die Deine sein. Sieh, Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar, und trocknen Brot macht Wangen rot. Heißt's nicht so, Lieber?“

Wie er sie jetzt küßte und herzte, und wie froh sie in die Zukunft blickten, die beiden Schwärmer aus dem Volke, die in dem Paradiese von trockenem Brot und roten Wangen schwelgten!

Wenn sie des Abends nach der Tagesarbeit in lauer Sommerlust durch die berückend geheimnisvollen Gänge des Tiergartens schritten, und Millie einen Blick zur sternenhellen Wölbung über sich emporwarf, dann dachte sie wohl auf ein paar Sekunden an jenes winzige Stück Himmel daheim, an den düsteren, finsternen Hof im Häusergewirr der enggebauten Vorstadt, an das dumpfe Zimmer, in dem sie sich ihr Nestchen bauen wollten, und etwas wie eine Beklemmung, ein Gemisch von Schauer und Zittern befiel sie, gerade hier, wo in der freien Gottesnatur die Fesseln der täglichen Beengung sich gesprengt hatten; dann hätte sie so an des Geliebten Seite fortschreiten mögen bis ans Ende der Welt, aber nur nicht an die häßliche Behausung denken! Er aber, als hätte er ihre Gedanken erraten, drückte sie fest an sich, ließ seinen Blick dem ihren folgen und sagte: „Sieh, Millie, wie hübsch sich das Stück Himmel da oben an den tiefdunklen Bäumen abzeichnet! Es sieht fast aus, als wäre es für uns

allein geschaffen, und doch dehnt es sich an allen Seiten so unendlich weit aus, daß alle Menschen sich an seinem Anblick erfreuen können. Nicht wahr, Milln, so ein Stück Himmel werden wir uns hier auf Erden schaffen? Zu Weihnacht machen wir Hochzeit, Milln, wir mieten uns die kleine Kammer deiner Mutter Wohnung und nehmen uns ein paar Möbel auf Abzahlung. Das Christkindlein wird uns seinen Segen dazu geben, und so Gott uns Gesundheit gibt, wird die Not von unserer Thür bleiben. O Milln, wie glücklich werden wir sein, wir werden wie im Paradiese leben.“

Die Bäume begannen dabei zu rauschen, und die Blätter murmelten ein altes Lied von seliger Minne.

Weihnacht kam, und sie bauten sich ihr Nestchen, trotz Armut, trotz schlechter Zeit und trotz stiller Verwunderung von Millns Mutter. „Ihr habt beide nichts,“ hatte diese gewarnt, „ihr hättet erst fleißig ein paar Jahre sparen sollen, zum Heiraten war's dann noch früh genug, und von der Liebe kann man in den Tagen der Not nicht leben.“ — Er aber in seinem Troß, der ihn doch in Millns Augen so wunderbar schön machte, sagte kurz und bündig: „Milln will es so, und ich will es so. Die Liebe macht den Menschen stark und läßt ihn kühn alle Hindernisse übersteigen, und ich fühle mich stark genug, in schlimmeren Tagen den Kampf mit der ganzen Welt aufzunehmen.“ Dabei war es geblieben.

Milln brauchte jetzt, wenn sie am Fenster des nie-

brigen Parterre saß und fleißig arbeitete, nicht mehr wie sonst nach dem Stück Himmel da oben am Dachfirst aufzublicken, um seiner Herrlichkeit teilhaftig zu werden, sie hatte es hier unten auf Erden, sie hatte es sich wirklich geschaffen. O, die Glitterwochen dieser Arbeiterehe —, Turteltaubchen hätten sie nicht süßer verleben können. Und als der Herbst wieder nahte, da ward dem Glück die Krone aufgesetzt: Hartig wurde von seinem Weibchen mit einem Knäblein beschenkt. „Wie er dir ähnlich sieht,“ meinte Millly nach Wochen. Er aber, der sich mit dem Kindchen wie toll gebärdete, lachte laut auf und entgegnete: „Du bist rein närrisch, Millly, dir ähnelt er am meisten. Habe ich solche schönen Augen, solche kleinen Grübchen?“

Sie stritten sich darüber. Die Großmutter — ja, sie sagten jetzt nur „Großmutter“ — sollte entscheiden. Die mußte es gewiß am besten wissen. „Er ähnelt euch beiden,“ entschied sie mit wohlweiser Miene den Streit; „aber den Namen des Vaters wird er doch nur tragen können.“ Damit war auch zugleich die Frage des Taufnamens entschieden. Es war jetzt ergötzlich für den stillen Beobachter, zu belauschen, wie man am Tage, in Abwesenheit des Vaters, um Mißverständnisse zu vermeiden, nur noch vom „großen“ und vom „kleinen“ Richard sprach. „Was werden wir ihn werden lassen, Großmutter?“ hatte Millly dann, von der Arbeit ausblickend, zu fragen; „ich denke, so eine schwere Arbeit, wie der

Richard sie hat, lassen wir ihn nicht lernen; wie wäre es, wenn wir ihn auf eine hohe Schule schickten, was meinst du?" Die Großmutter hatte dann nur mit einem matten Lächeln — sie war schon alt und schwach — die Erwiderung: „Dein Mann hat recht, du bist wirklich närrisch, Millie. Immer hoch hinaus, so warst du schon als Mädchen, aber das kommt von dem vielen Lesen. Ihr solltet fleißig sparen, nicht so ausgehen; und dann dieser Unsinn, — jetzt sich schon über das Kind den Kopf zu zerbrechen, es ist kaum vier Monate alt. Ach, ich wollte, ich könnte es noch erleben, daß es groß wird, aber ich werde gewiß recht krank, ich fühle es —“

Und sie wurde wirklich krank, die liebe Großmutter, sehr krank. Sie mußte das Bett hüten, und eine Woche darauf war sie kalt und starr. O, dieser erste harte Schlag, daß er gerade jetzt kommen mußte, wie ein eifiger Wind im warmen Liebesfrühling.

„Wenn das Glück am höchsten, ist die Wendung am nächsten,“ sagte die Volksstimme, und Volkes Stimme soll ja Gottes Stimme sein. Es ist ein grausames Sprichwort, aber was bliebe von der Wahrheit, wenn sie nicht grausam wäre.

Nein, sie hatten wirklich nicht gespart, die beiden tollen Schwärmer. Sie waren ins Eheleben hineingetanzelt wie über die Schwelle eines Vorzimmers, die in den Ballsaal führt — ohne an der Thür die Warnungstafel für die ungebetenen Gäste: „Not, Elend

und Entsagung“ zu beachten. So wurden die meisten Arbeiterehen geschlossen, weshalb sollten sie gerade eine Ausnahme machen!

Das Begräbniß der Mutter verursachte Kosten. Milln hatte noch etwas Geld für gelieferte Arbeit ausstehen, ein paar Goldsachen wurden verpfändet, das zusammen reichte hin. Seit dem Tage aber, wo Hartig mit seinem Weibe schwarz gekleidet ging, und das Kind zum erstenmal der Nachbarin zur Obhut anvertraut wurde, wurde es still in dem bescheidenen Nestchen des Hinterhauses, selbst der Kanarienvogel wurde melancholisch, denn er sang nicht mehr so oft wie sonst. „Die Großmutter hatte doch recht gehabt, wir hätten sparen sollen“, sagte Hartig ein paar Tage darauf, als er des Abends müde und abgespannt von der Arbeit kam und sich schwer auf einen Stuhl fallen ließ. „Aber wir wollen das jetzt nachholen, schon des Kindes wegen; wir wollen uns einschränken nach allen Seiten, und wir werden etwas erübrigen, nicht wahr, Milln, so meinst du doch auch?“

„Ja, Richard, wir wollen sparen,“ klang es zurück von ihren Lippen, ernst und feierlich, wie noch nie in ihrem Leben; aus dem ewig flatterhaften Ding, das man Milln Scherz nannte, war über Nacht ein ernstes Weib geworden.

Wie war das nach dem Tode der Mutter anders geworden! Jetzt ruhte all die Last allein auf Millns Schultern. Sie mußte die Wirtschaft besorgen, das

Kind warten, und obendrein sollte sie nach wie vor noch arbeiten, denn — man wollte ja sparen. Aber sie murrte nicht, nein, liebevoll wie immer kam sie ihrem Manne entgegen. Wenn er ihr aber abends gegenüber saß und sein Blick prüfend über ihre Züge gleiten ließ, dann schien es ihm, als schwänden die Rosen ihrer Wangen immer mehr und mehr. „Du siehst seit einiger Zeit so kummervoll aus, Millly,“ sagte er dann, „du arbeitest zu viel und mühst dich ab, tue das nicht, Millly.“ Und wie er sie dann an sich zog und ihre bleichen Wangen küßte, war er der alte, gute Hartig von früher, der Arm in Arm mit ihr durch das Grün des Tiergartens schritt und von Liebe sprach. Und der süße Rausch jener Zeit erfaßte sie wieder und ließ sie im Gefühl derselben Sicherheit sich fest ihm anschmiegen.

„O, du täuschst dich, lieber Richard,“ beruhigte sie ihn dann; „das bißchen Arbeiten tut mir wohl, und dann, wir wollen doch sparen für ihn. Sieh nur, wie süß er schläft, so ruhig und unschuldig —“

Wenn sie sich dann beide über die Wiege beugten, und Hartig das rührend schöne Bild seines Kindes sah, dann fiel ihm immer der Refrain jenes schlichten Liedes aus den „Maschinenbauern von Berlin“ ein: „Mein teures Weib, mein einzig Kind sind mir der Himmel schon auf Erden.“ Und wie er die Melodie leise vor sich hinsummte, ward sie zu seinem Nachtgebet.

Und wieder war der Sommer zum zweitenmal vorübergegangen, wieder war es Herbst, und wieder kam Hartig eines Abends, am Lohnntag, wie gewöhnlich ermüdet von der Arbeit und ließ sich schwer auf einen Stuhl nieder. Aber nicht wie sonst streckte er seine Arme zuerst nach seinem Liebling aus, nicht wie sonst hatte er ein Lächeln für sein Weib. Die Ellbogen auf die Knie gestützt, den Kopf in die Hände vergraben, saß er in sich versunken da und sah starren Blickes vor sich hin. Und wie er so hinstarrte auf einen Punkt, waren es trostlose, trübe Bilder, die vor seinem geistigen Auge aufstiegen und ihn mit halbem Grauen erfüllten, daß er zusammenschauerte. Da sah er den nahenden Winter mit seiner grimmen Kälte, die arbeitslosen, erwerbslosen, langen Wochen und Monate, die mit Schulden belastete Wohnung, das hungernde Weib, das frierende Kind und — Gott, sah er da nicht auch jenes fürchterliche Gespenst der Arbeit, das man Krankheit nennt?

Er sprang jäh auf, und als könne er die auf ihn einstürmenden Gedanken nicht mehr allein tragen, rief er halb gepreßt, nach seinem Weibe fassend: „Milli, ich bin arbeitslos!“

Eine dumpfe Pause folgte, dann sprach das treue Weib: „Laß den Kopf nicht hängen, Richard, es wird sich wieder Arbeit finden; sieh, verdiene ich nicht noch?“

Er aber schüttelte trübe den Kopf und erwiderte: „Von deinem Verdienst können wir knapp leben, und

woher soll die Miete kommen? Ich habe keine Aussicht, Arbeit zu bekommen; in unserer Fabrik, wo sonst immer zu tun war, sind allein fünfzig Mann entlassen. Alle Geschäfte stehen still, und das gerade jetzt, wo der Winter vor der Thür ist, — ich werde in die Fremde gehen.“ Und er ging.

Da saß sie nun wieder auf ihrem alten Platz am Fenster über die Näharbeit gebeugt, und mühte sich fürs liebe Brot, wie in den Tagen ihrer Mädchenjahre. Da waren wieder dieselben Tränen von früher, die im Zwielicht bei eifriger Arbeit ihre Wangen neigten; da war noch dasselbe Stück Himmel, das sich dort oben am Dachfirst abzeichnete und ihr jetzt wie ein Teil aus einer andern Welt erschien. Da war dasselbe alte Einerlei der Fingerfertigkeit, nur sie und ihre Gedanken waren andere geworden. Wo war die schlanke, gerade Gestalt, wo das Rot der Wangen, wo waren Frohsinn und Heiterkeit geblieben? Wo war die einstige ungebrochene Kraft der Jugend, wo die schmetternde Stimme, die Lieder von Lust und Liebe sang? Ach, sie war so schnell alt geworden und so traurig, die süße, liebe Milly Scherz von früher. Und doch ging sie wie früher nach ihrem „Garten“, begoß liebevoll die Blumen, und doch war ihr Herz dasselbe geblieben. Es schlug wie ehemals nur für einen, obschon er fern von ihr weilte. Aber bald wird er wiederkommen, und sie kann ihm in die Arme fliegen als sein liebes, teures Weib. O, wie dieser Gedanke sie anspornte zu er-

neutem Schaffen, wie er die weißen Finger auf und ab jagen ließ, wie in wilder Hast nach einem verlorenen Gut, wie er sie das Kind öfter als sonst küssen ließ, gleichsam als müßte er in das Blut des Knaben übergehen.

Aber der Zeiger an der Uhr rückte aufs neue immer weiter und weiter, Stich auf Stich folgte, Nadel auf Nadel zerbrach; die Zeit, wo er schreiben wollte, war längst vorüber, aber es kam kein Brief, kein Lebenszeichen.

Er war schon drei Jahre alt, der kleine Richard, und hatte dieselben Augen, dieselben Züge seines Vaters. „Mama, kommt Papa bald?“ fragte das Kind, und dann erwiderte sie: „Gewiß, bald kommt er und bringt dir etwas Schönes mit.“ Solche Gespräche gaben ihr den alten Mut wieder und ließen sie freier als sonst in die Zukunft schauen. Dann sagte sie halblaut vor sich hin: „Ich kenn den Schelm, er wird heimlich sparen und will mich überraschen, aber er soll mich vorbereitet finden.“

Lau und rein ist die Luft, und die Würze eines herrlichen Augustabends liegt über den Häusern der Vorstadt und dringt in die geöffneten Fenster selbst des Ärmsten und Elendsten. Noch ist nirgends Licht zu sehen, denn, als fürchte ein jeder durch die Helle sich selber um den Genuß des Sommerabends zu bringen, so sitzt alles in der Dämmerstunde am Fenster oder liegt weit hinaus und starrt in den Abend. Auch Milln Hartig sitzt mit ihrem Knaben

tief unten am geöffneten Fenster. Der Himmel leuchtet heute in so durchsichtiger, grünlich angehauchter Bläue, daß man Italiens Luftgewölbe nicht zu beneiden braucht. Nur unten, am Fuße der Häusercolosse, hüllt sich alles in tiefe dunkle Schatten. Der lange Torweg, der nach der Straße führt, zumal sieht heute so schwarz aus, daß man die Wände nicht von der Decke und die Decke nicht von den Wänden unterscheiden kann. Nur am äußersten Ende zeichnet sich scharf die Helle der erleuchteten Straße ab. Dort spielt noch eine Kinderschar, deren helles Lachen und lautes Schreien scharf die Luft durchtönt. Milln kann vom Fenster aus jede Gestalt sehen, wie sie sich im Rahmen des Torweges silhouettenartig abhebt. „Nicht wahr Mutter, wenn der Papa erst hier ist, darf ich doch auch da draußen mit den Kindern spielen?“ fragt der Knabe und schmiegt sich dichter an sie an. Sie kann nicht antworten, denn im Lichtrahmen des Torwegs steht jetzt eine Gestalt — Gott, was ist das für eine hohe Gestalt, die so bekannt und so lieb aussieht! Milln springt auf. Jeder Blutstropfen staut sich im Herzen, daß es dumpf und angstvoll und doch so unsäglich verheißungsvoll schlägt. Sie beugt sich weit zum Fenster hinaus und lauscht mit angehaltenem Atem. Jetzt hallt es wieder von großen, schnellen Schritten. Ja, das ist sein Gang, unter Tausenden hätte sie ihn an ihm herausgekannt; das sind dieselben eiligen Schritte, denen sie so oft in fernen Zeiten gelauscht,

wenn er ermüdet von der Arbeit heimkehrte. Und da kommt er wirklich über den Hof, aber langsam, zögernd. Die Hände gefaltet, wie in tiefer Rührung bleibt er stehen, als hätte er erst ein Gebet zum Segen der Seinen zu sprechen. Weiß er ja doch nicht, ob sie hier noch wohnen, ob sie überhaupt noch am Leben sind.

„Richard!“ schallt es da ergreifend durch die Nacht, und „Millie, mein Weib!“ schallt es zurück mit zitternder Stimme.

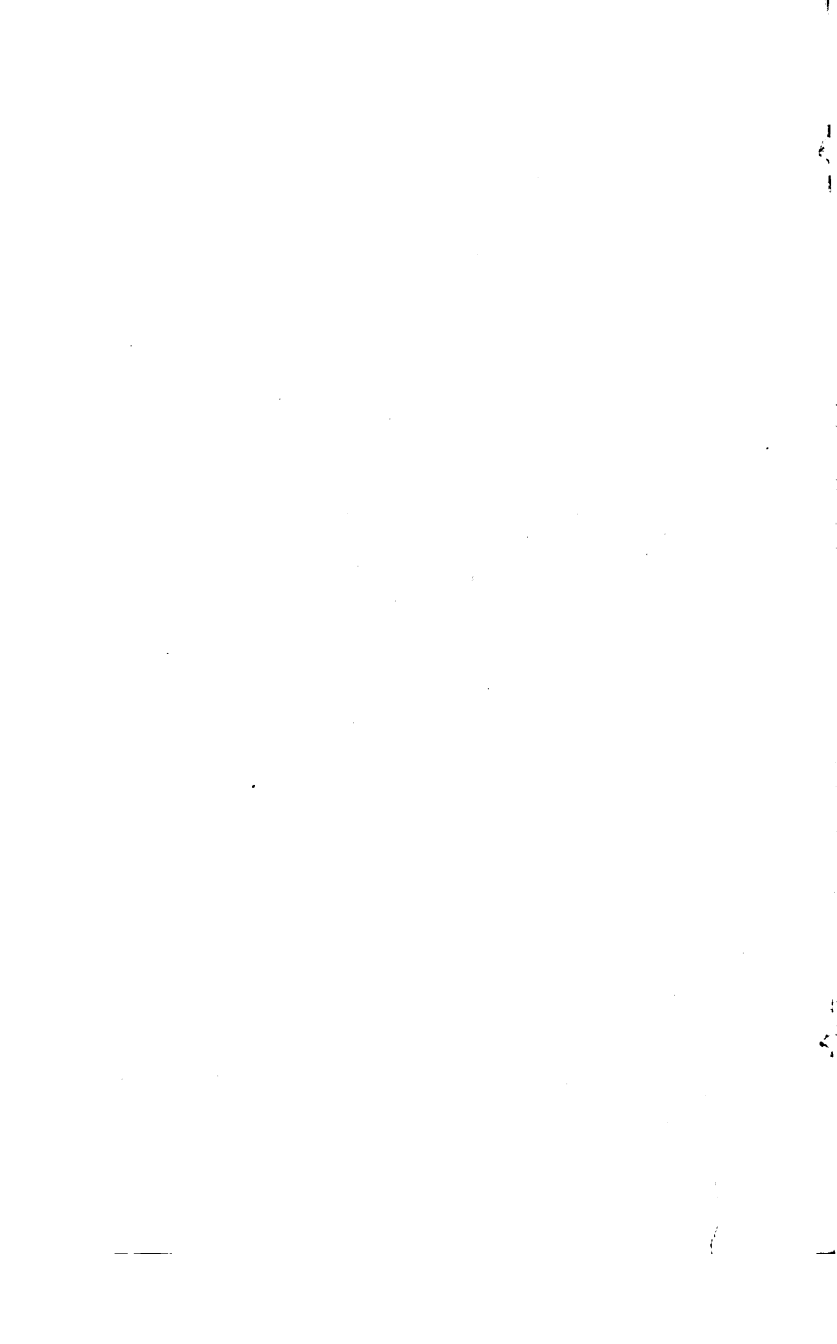
„Wo warst du denn, so lange, so lange?“ Er aber kann jetzt keine Worte finden. Da liegt er vor ihr auf seinen Knien, verbirgt sein Haupt in ihrem Schoß und weint und schluchzt so aus tiefinnerstem Herzen, als hätte er es seit Jahren nicht gekonnt. Und sie hält den Kopf mit beiden Händen und drückt einen Kuß nach dem andern auf die, ach, so bekannten krausen Locken. Und dann nimmt er den Knaben und hält ihn dicht ans Fenster, um ihn von allen Seiten zu betrachten. Und er herzt und küßt ihn ebenfalls, dabei fällt ihm etwas ein. Er langt einen Beutel hervor und wirft ihn flirrend seinem Weibe in den Schoß. „Da, Millie — die Ersparnisse aus der Fremde, die gehören ihm, verstehst du, teures Weib? O, die Großmutter, wie hat sie recht gehabt mit dem frühzeitigen Sparen; ihr dachtet wohl, ich würde nicht mehr kommen, aber einmal hatte ich alles verloren, und da mußte ich wieder von neuem anfangen.“ Sie aber beugt sich liebe-

voll zu ihm nieder und sagt: „Ich wußte, daß du kommen würdest.“ Dann will sie die Lampe anzünden. Er aber wehrt ihr, zieht sie und den Knaben auf seinen Schoß und sagt: „Laß noch ein Weilchen, sieh nur, wie das Stück Himmel leuchtet, gerade wie damals im Tiergarten, weißt du noch?“ „Ob ich es noch weiß? Du schwärmtest so sehr von einem Himmel auf Erden; ach, Richard, ich glaube, wir haben ihn jetzt erst gefunden.“ — „Weil ich gespart habe?“ — „Weil wir gespart haben.“ — „Du auch?“ — „Ich auch.“ Sie ging nach der alten Kommode und holte den noch älteren Blechkasten ihrer Mutter, in dem sich die Ersparnisse der Tage ohne Licht und Sonnenschein befanden.

„Mein erspartes — Nadelgeld,“ sagte sie lächelnd, mit einem trüben Anflug.

Er verstand sie ganz. Voll tiefer Rührung zog er sie schweigend an seine Brust. Beide aber wußten: Das Stück Himmel da droben war jetzt wirklich zu ihnen herabgestiegen.

Meine Kusine Ada



Meine Kusine Ada war gerade zweiundzwanzig Jahre alt geworden, als ihre Emanzipationsgelüste den Höhepunkt erreichten. Es gab eigentlich nichts, was sie als Mädchen von stark ausgeprägtem Selbstvertrauen nicht schon versucht hätte, so weit es sich mit denjenigen Grenzen vertrug, die die öffentliche Meinung den Frauenrechtlerinnen gottlob noch immer gezogen hat. Sie radelte mit der Tollkühnheit eines durchgehenden Kassierers, natürlich in Pump-
hosen, wobei es ihr gar nicht darauf ankam, ohne jede Gesellschaft spät abends noch die einsamsten Landstraßen zu benutzen; sie ruderte ihren Einkuller, sie führte zur Abwechslung auch ihren Gig zum Trabrennen nach Westend, sie ging allein ins Konzert und Theater, machte ihren verheirateten Freundinnen zu genierter Zeit Besuche und blieb zum Kaffee, auch wenn die Männer allein zu Hause waren; sie malte und studierte den männlichen Akt (allerdings nur nach anatomischen Tafeln), sie ritt und schwamm, las die alten Griechen, besuchte alle jene Frauen-Versammlungen, in denen die alten Jungfern immer das größte Wort führen; sie ge-

hörte natürlich auch einem Damenklub an, wo sie mit Vorliebe im Rauchzimmer saß, machte auf eigene Faust Rhein-Reisen, wobei sie in den Hotels mit der Unerforschlichkeit eines professionierten Reiseonkels auftrat, und brüstierte mit Schneidigkeit alle diejenigen Herren ihrer Bekanntschaft, die es wagten, sie wie eine zarte Blume ihres Geschlechts zu behandeln. Sie war eben nach der Ansicht der Familiensimpelei völlig aus der Art geschlagen und hatte ganz das Zeug zum Einjährig-Freiwilligen. Es fehlte ihr nur noch die Männerkleidung, um allen ihren Verrücktheiten die Krone aufzusetzen. Dabei hatte sie es nicht einmal nötig, denn meine Kusine Ada war wirklich ein hübsches Mädchen: schlank und elastisch, brünett mit zartem Teint und bei aller Zartheit ihrer Erscheinung doch mit jener Fülle gesegnet, die sich nicht unter überflüssigen Kleiderfalten zu verstecken braucht. Der Stich ins Jungenhafte kleidete sie überdies ganz vortrefflich, namentlich, wenn sie lachte und sich ein kleines, reizendes Grübchen auf der linken Wange zeigte. Für dieses Lachen war überdies kein Zahnarzt verantwortlich zu machen, denn ihre Reißerchen waren wirklich echt und glänzten in wohlerhaltener Weise.

„Und so etwas schwärmt für Emanzipation,“ pflegte ihr Vater zu sagen, wenn er wieder einmal auf Umwegen die Schönheit seiner Tochter hatte preisen hören. Sie hatte den guten Alten völlig unter, machte aus ihm, was sie wollte, und kaufte

wie ein Wirbelwind an ihm herum, als wäre er ihr Kind, und nicht umgekehrt. Und er ließ sich von der Verzogenen alles gefallen, nannte sie wohlgefällig ein Teufelsmädel und machte schließlich zur eigenen Beruhigung geltend, daß das berühmte: „Jugend müsse austoben“, sich in der neuen Zeit mit ihren neuen Sitten wohl auch auf die Mädchen in gewisser Beziehung ausdehnen könne. Er wußte eben genau, was er trotz alledem von seiner Ada zu halten hatte.

„Weißt du was?“ sagte sie eines Tages zu mir. „Ich sehe gar nicht ein, weshalb ihr Studenten allein das Recht haben sollt, mit Kellnerinnen zu pouffieren. Wir Mädchen könnten ja eines Tages auf den Gedanken kommen, uns dieselbe Freiheit gegen die Kellner herauszunehmen. Es gibt ganz hübsche und intelligente unter ihnen.“

Vor Schreck wäre ich beinahe vom Stuhl gefallen. Tatsache jedenfalls ist, daß ich sie eine Zeitlang wie geistesabwesend anstarrte und ungefähr das Gefühl hatte, sie hätte mir mit männlicher Kraft eine Ohrfeige versetzt. Ich war bereits im letzten Semester, galt als schneidiger Tänzer und hatte unter den höheren Töchtern schon manchen tollen Unsinn blühen sehen, — eine derartige Sehnsucht nach verbotenen Früchten, die obendrein sehr zweifelhaft und minderwertig waren, hatte ich aber doch noch nicht zu kosten bekommen. Das war allerdings der Gipfelpunkt mädchenhafter Entartungsgedanken.

Wir hatten uns wie gewöhnlich wieder einmal über die Grenze des Zulässigen in der Frauenbewegung gestritten, und so hatte sie mir denn kalt lächelnd diesen Wasserstrahl versetzt. Endlich aber kam ich doch zur Besinnung, ich hatte wieder das Grübchen in ihrer Wange gesehen, und das erinnerte mich sofort an den Ausspruch meines Onkels: Hübsche, emanzipationslüsterne Mädels in diesem Alter seien nur unbezähmte Widerspenstige, die man in die richtige Behandlung nehmen müsse, um ihnen die unnatürlichen Grillen ein für allemal zu vertreiben. Als ich in ihre großen, klaren Augen blickte, glaubte ich in ihnen wieder jenen versteckten Kobold zu entdecken, der mir zuzurufen schien: Laß dich nicht irre führen, es ist ja doch nur alles Maste an ihr. Weib bleibt ewig Weib!

Schon längst hatte ich mir gestehen müssen, daß sie mir nicht gleichgültig sei, daß ich meine geheime Neigung zu ihr nur so lange mit mir herumtragen werde, bis ich meinen Referendar gemacht haben würde. Zwar war ich nur ein armer Teufel, und sie die reiche Erbin meines Wohltäters, — dafür durfte ich mir aber einbilden, dereinst sicher Anwartschaft auf ein Ministerportefeuille zu haben.

„Nehmen wir also die Gelegenheit gleich wahr und fangen wir mit der Bändigung an,“ sagte ich mir in Gedanken, als ich mich endlich von meinem Schrecken erholt hatte. Und so begann ich denn, mit dem Lächeln des unzweifelhaft Verliebten: „Wes-

halb in die Ferne schweifen, holde Kusine, wo das Gute so nahe liegt. Poussiere doch mich, wenn's dir Spaß macht. Mit einem Kellner werde ich doch noch konturrieren können, spräche er auch das perfekte Hotelfranzösisch eines kleinen Plözhianer. Ich bin auch schon öfter durch die Französische Straße gegangen."

Aus ihrem „Au!“ glaubte ich ihr Verständnis für meine Gefühle zu entnehmen, und so fügte ich eifrig hinzu: „Überhaupt, Kellner! Was für eine höllische Verirrung, Ada! Schon der bloße Gedanke daran entweiht dich in meinen Augen und streift das Keusch-Mädchenhafte von dir ab, wie den frischen Tau von einer himmlischen Blume, die sich, von der Morgensonne wach geküßt, unberührt erschlossen hat."

Ich wollte ihr in derselben Tonart noch einmal gründlich meine Anschauungen über den Wesens-Unterschied der Geschlechter auseinandersetzen, ganz speziell darüber, daß die Annäherung zwischen Mann und Weib stets abhängig sei von dem Milieu, in dem sie sich bewegten, überhaupt von ihrer sozialen Stellung und ihrer Bildung, als sie mir ganz gehörig in meine geistige Parade mit den Worten fuhr:

„Aber es ist ja alles Unsinn, was du da sprichst. Anerzogene Gesellschaftsduselei. Banausische Beschränktheit. Konventionelles Liebesjoch. Verballhornisierung der Natur.“ Sie hatte sich schon ganz nette Kraftausdrücke angewöhnt. Ich fiel aus meinem poetischen Himmel und suchte in meinem Ge-

dankelegiton nach ähnlichen Stichproben, durch die ich meine Oppositionsweisheit hätte begründen können.

„Denke doch an den Zigeuner Rigo und die Prinzessin Chiman,“ fuhr sie fort. „Die hat sich ihr Glück energisch herangeholt und Euren verstaubten Sittentod nach Gebühr behandelt. Überhaupt und so! Hör’ und lies einmal, was unsere großen Frauenrechtlerinnen sagen. Die sind mit ihrem Wissen auch nicht von gestern. Wir haben uns im Laufe der Jahrtausende von euch Herrlichkeiten genug gefallen lassen. Jetzt aber kommt’s anders. Ihr habt die Welt verkehrt, wir wollen sie wieder gerade rücken. Auch das schwache Geschlecht hat seine Individualitäten, die sich ausleben wollen. Die Moral braucht darunter nicht zu leiden. Eure Entrüstung ist uns nur noch Blat. Rede, was du willst, ich bleibe dabei: poussiert ihr die Mädchen, poussieren wir nächstens die Männer. Ich bin für Studentinnen kneipen.“

„Aber Ada!“ Es half nichts, sie hatte, während sie vor mir gespreizt durch das Zimmer ging, nur noch ein mitleidensvolles Achselzucken bereit. „Armer Vater,“ dachte ich bei mir, und „noch ärmerer Ehemann“, hätte ich am liebsten hinzufügen mögen, wenn wir nicht noch rechtzeitig eingefallen wäre, daß ich mich in diese Rolle bereits hineingeträumt hatte. Und doch, Ewig-weibliches, das sie nicht verleugnen konnte — sie erschien mir in dieser Verfassung verführerischer als je, förmlich einladend,

sie an meine starke, männliche Brust zu drücken und ihr die unnatürlichen Anwandlungen von den Lippen zu küssen. Sofort aber bekamen meine Gefühle eine zweite Douché.

„Hör' 'mal, Willh,“ begann sie wieder und setzte sich mir gegenüber sehr herausfordernd nieder, „das gäbe wirklich ein Bild, 'mal resolut in ein Restaurant zu gehen und mit so einem Gannymed ein wenig anzubandeln. Schon der Wissenschaft wegen. Was so ein Mensch bloß für Augen machen würde! Schon das wäre interessant zu studieren. Ich glaube, man könnte ein Buch darüber schreiben, oder doch mindestens einen Vortrag darüber halten. Ich würde vielleicht zur Heldin des Tages werden. Mein Name würde für ewig verknüpft bleiben mit dem Ende des Jahrhundert . . . Das mach' ich, das mach' ich!“

Nun wollte sie sich ausschütten vor Lachen, und ich saß da wie ein recht einfältiger Mensch, der aus Anstand mitlachen muß und am liebsten weinen möchte. Ihr verrückter Einfall nahm Form und Gestalt an. Bald hatte sie es so weit gebracht, daß ich einwilligte, ihr Mitverschworener zu sein, der sich im Hintergrunde halten sollte, falls man sie gründlich mißverstehen würde. Sie sprach mit einer Eifrigkeit auf mich ein, die mich abwechselnd ernüchterte und ebenso erschauern machte.

„Weißt du, lieber Willh, wenn du mir zu dieser Freiheit verhelfen könntest — ich wüßte nicht, was du mir auf die Dauer wärst.“ Und als sie mir nun

gar heiß die Hände drückte und allerlei kindische Allotria mit mir trieb, war's um mich geschehen. Ich glaube, ich hätte ihr im Augenblick das Versprechen geben können, die freie Liebe als ein Heiligtum zu proklamieren. Schließlich war der Scherz auch nicht gar so schlimm. Neuerdings fand man es überhaupt nicht mehr auffallend, daß anständige Damen allein in ein Restaurant gingen und zu Mittag speisten. Ich würde auf alle Fälle möglichst in der Nähe sitzen und schon dafür sorgen, daß ihre Gefühlswallungen die nötigen Grenzen hielten. Außerdem hoffte ich stark darauf, daß die Umsetzung der Theorie in die Praxis sie schon ernüchtern würde. Die Hauptsache für mich war doch, daß ich dadurch in ihrer Gunst bedeutend stieg und daß sie mir auf alle Fälle ihre Herzensneigung schenkte. Sie hatte es doch so schön angedeutet! Ich wollte auch schon dafür sorgen, daß sie einen rechten Etel vor Kellnern bekam, der ihr die Emanzipationsgelüste gründlich austrieb.

Wenn sie nun aber an einen hübschen Kellner käme, an einen wirklich manierlichen und intelligenten, wenn sich ein Roman daraus entspanne, ähnlich dem zwischen Rigo und der Prinzessin Chimay? . . . Sie hatte es sich ja ausbedungen, vorher mit mir Seite an Seite einen Besuch in dem Restaurant zu machen, um Umschau unter den Herren Serviettenschwengern zu halten. Ich galt ja im allgemeinen als ein aufgeklärter und kluger Mensch,

aber dieser Möglichkeit gegenüber ließ mich mein klarer Verstand durchaus im Stich. Der Verliebte regte sich in mir, der zum erstenmal sein Glück greifbar vor sich sieht, das Mißtrauen gegen eine plötzliche Wendung der Dinge jedoch nicht los wird. Und so beschloß ich denn, zu einer kleinen Komödie meine Zuflucht zu nehmen, deren Ausgang für mich zweifelsohne war.

Dorher aber hatte ich an Ada noch eine ganz direkte Frage zu richten: „Und der Lohn, wenn ich recht behalten sollte, daß deine angeborene Feindin, die Natur, nicht dazu geschaffen ist, die in die Praxis umgesetzte Theorie zu vertragen?“

„Starke Hoffnung, nach deinem Referendar.“

Ich schwamm in Wonne und küßte ihr voll Seligkeit die kleine Hand. Noch am selben Tage zog ich meinen Freund Tummler ins Vertrauen. Es war mein alter Couleurbruder, der jüngst wieder in Berlin aufgetaucht war, um seine Studien zu beenden, und war mir durch mancherlei Gefälligkeiten, die ich ihm früher erwiesen hatte, stark verpflichtet. Als gewitzter Spreethener würde er gewiß seine Rolle mit Anstand durchführen und meine Kusine gründlich kurieren. Schon sein Vorname Fritz kam ihm zustatten, denn die meisten Kellner werden von den Stammgästen mit diesem Namen getauft. Meine Kusine kannte ihn nicht, und er hatte sie nur einmal flüchtig von weitem gesehen. Da er überdies ein hübscher Kerl war, mit glattem, offenem Ge-

sicht, so war es sicher anzunehmen, daß Adas Blick wohlgefällig auf ihm haften bleiben würde.

Wir hatten unser Kneipzimmer in einem Restaurant, das zwar nur klein und keines ersten Ranges war, aber sich doch sehr regen Besuches eines durchweg guten Publikums zu erfreuen hatte, da das echte Bräu ebenso gut mundete, wie die Küche gewissermaßen berühmt war. Der Wirt war bald in unseren Plan eingeweiht. Er lachte, daß ihm der dicke Bauch wackelte, und versprach heilig Diskretion. „Stiß,“ sagte ich zu meinem Freund, „die Hauptsache ist — du mußt dich ihren Anzapfungen gegenüber so dämlich als möglich benehmen, so daß sie einen richtigen Etel vor deinem ganzen Stande bekommt.“ Er drückte mir zur Beruhigung die Hand und riet mir, mich darüber durchaus nicht aufzuregen. Ich rieb mir vergnügt die Hände, denn war die Probe glücklich vorübergegangen, so hatte ich doch Ada vor der Blamage bewahrt, einem wirklichen Kneipenbediensteten gegenüber die Grenzen des Schicklichen überschritten zu haben, und um so mehr durfte ich dann auf ihre Dankbarkeit rechnen.

Es war nicht schwer gewesen, meiner Kusine gerade dieses Restaurant zu empfehlen, weil ich ihr eingeredet hatte, gerade hier falle der Besuch einzelner Damen nicht auf, da der Fremdenverkehr vom nahen Zentralbahnhof ein sehr starker sei. Und so kam denn der denkwürdige Mittag heran. Sie ging fest, wie eine richtige Weltdame, allein in das Lokal,

und ich folgte ihr wenige Minuten später nach und nahm wie ein ihr völlig Fremder einige Tische entfernt von ihr Platz. Richtig hatte sie sich in das Revier von Friß gesetzt. Sie hätte ihm auch gar nicht entgehen können, denn sofort war er mit einem tiefen Büdling auf sie zugeschossen und hatte dem „gnädigen Fräulein“ einen kleinen versteckten Tisch hinter einer Säule sehr einladend empfohlen. Ich konnte mir kaum das Lachen verbeißen, als ich ihn so, angetan mit einem etwas schäbigen Smoking und weißer Binde, die Serviette unter dem Arm, seine Aufwartung machen sah. Es hätte nicht viel gefehlt, und ich würde mir selbst das Geständnis gemacht haben, er sei der geborene Kellner feineren Genres. Man sah ihm ordentlich die Studien an, die er vorher gemacht hatte, um mit seiner Rolle Ehre einzulegen. Um ihn nicht gar zu sehr in Verlegenheit zu bringen, hatte er nur diesen einen Tisch hier zur Bedienung erhalten, denn es handelte sich um einen einstündigen Scherz, und da überdies um diese frühe Mittagszeit das Lokal erst spärlich besucht war, die anderen drei Kellner (echte Serviettenschwenger- gesichter) in ihren Revieren herumlungerten, durfte ich mich bei dem Gedanken freuen, daß alles ohne besonderes Aufsehen abgehen würde. Die Suppe brachte Friß so „echt“ angetragen, daß ich mich vor innerer Wonne schüttelte. Ein dankbarer Blick Adas, begleitet von einem ermunternden Lächeln, war die Belohnung dafür. Friß achtete aber nicht darauf,

sondern spielte auch beim Gemüse mit Beilage durchaus den Blöden. Dann hörte ich ihn einmal sehr dämlich lachen, gerade, als sie die Menufarte studierte und unschlüssig in der Wahl eines Gerichtes zu sein schien. Sein Talent stieg in meiner Achtung, und ich wartete mit Befriedigung des Augenblicks, wo er das volle Glas Bier umstoßen würde, denn es war zwischen uns verabredet worden, daß er zu diesem Coup greifen sollte, um sich als richtiger Toppatsch zu erweisen, womöglich als einen, der sich zu derartigen Unglücksfällen immer die neuen Kleider der Damen aussucht. Auch war zwischen uns vorgesehen, daß er mit der Sauce nicht gar zu geschickt umzugehen brauche und erforderlichen Falls das ganze Tischtuch herunterziehen dürfe. Angesichts dieses Ereignisses hatte ich mir dann vorgenommen, recht schallend aufzulachen, um Ada meinen Hohn zu beweisen. „Bravo, bravo, Friß!“ hätte ich ihm während seiner Bestrebungen, mir zum Siege zu verhelfen, zurufen mögen.

Aber was war das? Plötzlich, als ich ein Kotelett andauernd bearbeitet hatte und nun wieder aufblickte, traute ich meinen Augen nicht. Ich sah ihn, wie er, einen frischen Schnitt Bier in der Hand, hinter der Säule stand und ihr heimlich zutrank, wobei sie ihn mit ihrem glücklichsten Lächeln beobachtete und ebenfalls ihr Glas ergriff. Dann stand er plötzlich hinter ihr, beugte sich über ihre Schulter und schien dabei wohlgefällig ihren Haarduft ein-

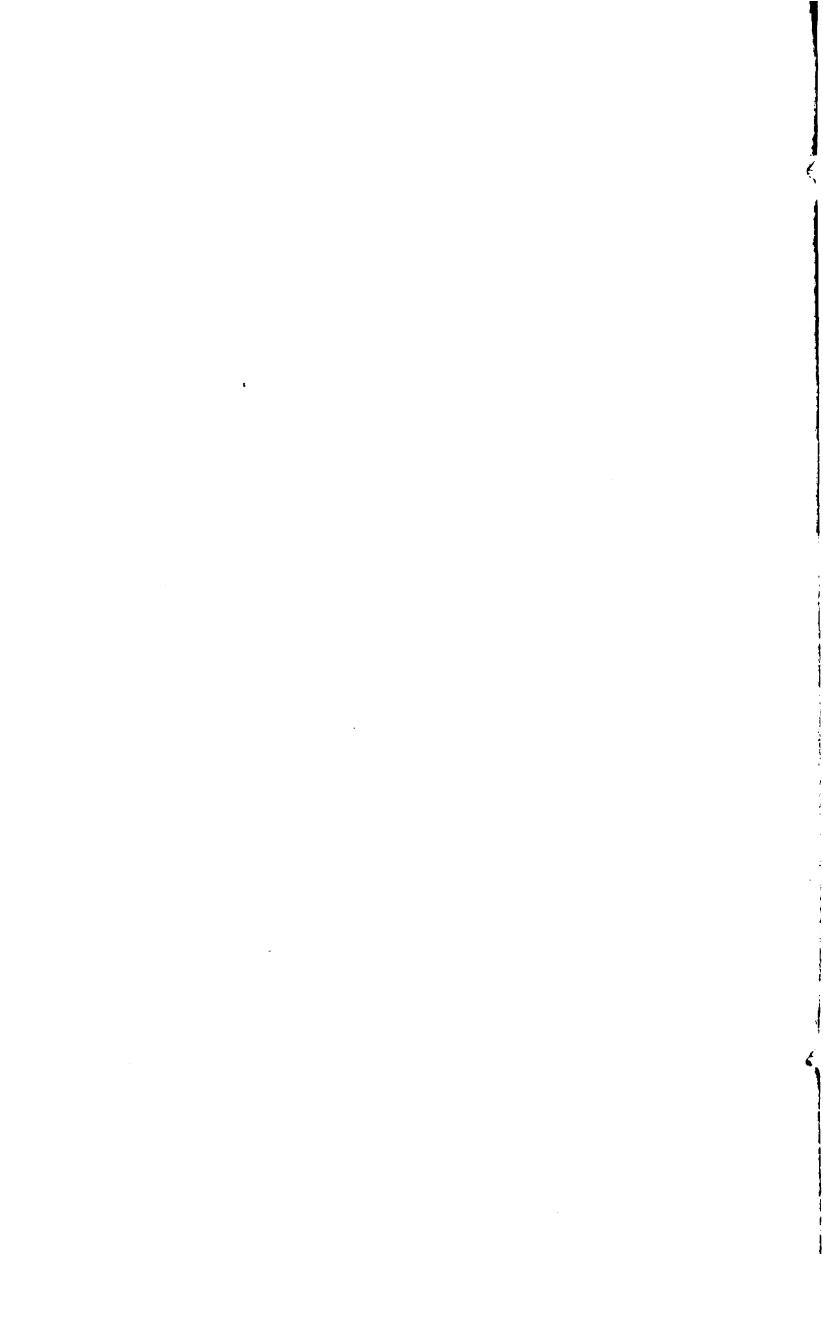
zuatmen. Ich hörte ihn einige Worte französisch mit ihr wechseln, bemerkte, wie er heimlich ihre Hand drückte und sie blitzschnell an seine Lippen zog, bevor sie es hätte verhindern können. Liebliche Röte stieg in ihr Gesicht und mir schien es, als riesele ein wohliger Schauer durch ihren ganzen Körper. Dann plötzlich saß er an ihrem Tisch, nachdem er die Serviette weggeworfen hatte, und stieß abermals mit ihr an, ganz in der Art eines Gastes, der zu gehörte. Und während ich vor Wut und Ärger wie gelähmt dsaß und das alles mit ansehen mußte, ohne mich dagegen wehren zu können, warf sie mir einen triumphierenden Blick zu, als wollte sie sagen: „Siehst du, ich hab's erreicht.“ Ich raste innerlich, ich wußte nicht, geschah es aus Eifersucht oder aus Scham darüber, solch' eine Kusine zu besitzen. Denn schließlich konnte sie doch nur in dem Glauben leben, einen wirklichen Kellner vor sich zu haben. Ich sah mich im Lokal um. Außer mir hatte niemand den Vorgang bemerkt, denn die drei Kellner blickten immer noch zur Straße hinaus, harrend der weiteren Gäste, und die wenigen Mittagstafler saßen auf der anderen Seite des Lokals und bekümmerten sich nicht um uns.

Plötzlich, als ich bemerkte, wie der Verräter wieder ihre Hand drückte, und sie wie unter einem Banne alles mit sich geschehen ließ, konnte ich nicht mehr an mich halten. Ich stürzte auf den Tisch zu und schrie meinen Freund an: „Sie unverschämter Patron, wie können Sie sich erlauben, eine anständige

Dame so zu belästigen.“ Ich muß wild wie ein Tiger ausgesehen haben, denn säuselnd kam es von ihren Lippen: „Aber, Willst, ich bitte dich, mach' keinen Auftritt.“ Er aber markierte den Kellner von guter Erziehung, verbeugte sich diskret vor Ada und sagte wie ein Gentleman: „Beruhigen Sie sich meine Gnädige, der Herr wird mir die nötige Genugtuung geben müssen. Auf Pistolen — über die Serviette.“ Dann erst lachte er lustig auf, was mir wie Hohn klang. Ich sah das Lächerliche meiner Rolle ein, raunte Ada einige giftige Worte zu, bezahlte mein Kotelett, wobei ich mindestens um das Doppelte übervorteilt wurde, und verließ aufgeregt das Lokal.

Ich habe nicht mehr viel zu erzählen. Ada hatte sich in den Pseudokellner derartig verliebt, daß sie sich am anderen Tage sofort ein Rendezvous mit ihm gab. Er hatte nichts Schleunigeres zu tun, als sich ebenfalls andauernd in sie zu verschließen. Schon nach vierzehn Tagen hatten sich beide verlobt. Als einzig Blamierter blieb mir nichts anderes übrig, als dem heuchlerischen Bräutigam und der treulosen Braut zu verzeihen. Ich tröstete mich allmählich über mein Unglück, denn schließlich behielt ich mit meiner Theorie doch recht, daß sich Menschen unbewußt finden, die von Natur aus zusammen gehören. Das eine aber habe ich mir fest vorgenommen: Wenn ich wieder 'mal eine derartige verrückte Kusine haben sollte, die ähnliche Emanzipationsgelüste äußert, dann werde ich keinen Freund mehr zu Rate ziehen.

Dem in der Liebe kommt es immer anders, wenn ein dritter mit Gewalt hineingezogen wird. Friß befolgte eben das richtige Rezept: er ließ sich nicht poussieren, sondern poussierte zuerst mit brutaler Keckheit, und das lieben die Weiber schließlich am meisten. Damit sind sie alle zu bändigen.



Familie Strampel

Als die Schulzes ins Parterre zogen, machten sie durchaus einen vernünftigen und soliden Eindruck. Ich hätte mich vielleicht um diese Familie gar nicht bekümmert, wie es in anständigen und stillen Häusern Sitte ist, wenn nicht Herr Rümpler, mein Hauswirt, mich auf sie aufmerksam gemacht und sie mir als Objekt meiner Beobachtungen ganz besonders empfohlen hätte. Ich glaube jedoch, daß dieses Wohlwollen mehr der Freude darüber entsprang, endlich wieder den Laden, der lange leer gestanden hatte, vermietet zu haben.

Mit diesem Laden, dem einzigen im Hause, hatte er nämlich ganz besonderes Pech gehabt. Fast jeder Mieter hatte in ihm Pleite gemacht und war ihm die Miete schuldig geblieben, weil zuletzt nichts mehr zu holen gewesen war.

Nun war Herr Schulze an die Reihe gekommen.

„Er wird's machen, verlassen Sie sich darauf,“ sagte mein Hauswirt ebenso leutselig als freudestrahlend zu mir, während er sich vergnügt die Hände rieb, „Sie müssen nämlich wissen, daß er Zigarren hat. Mit Zigarren ist hier noch etwas zu machen,

da gibt's noch keine Konkurrenz. Der nächste Laden ist erst unten an der Ecke . . . Ich werde den guten Mann auch hin und wieder in Nahrung setzen. Ich rauche zwar nicht, das schadet aber nichts. Ich nehme ganz billige, die ich mir als Weihnachtsgeschenk für den Portier aufhebe."

Die Sache schien wirklich in Gang zu kommen. Der Laden war sauber und schmuß eingerichtet, und die Ware war preiswert und gut. Vor allem wurde man schnell und liebenswürdig bedient, und zwar von Frau Schulze, einer sehr stattlichen Dame, die, was ihr Äußeres betraf, entschieden das Übergewicht über ihren Mann hatte. Denn dieser war zwar rund wie sie, ging ihr aber nur bis an die Schulter, was sich sehr possierlich ausnahm, wenn sie beide untergefaßt ihren Sonntagsspaziergang machten, er natürlich stets mit Zylinderhut, um hinter „ihrer Größe nicht zurückbleiben“, wie er zu sagen pflegte.

Herr Schulze war Beamter einer Versicherungsanstalt und hatte das Zigarrengeschäft eigentlich nur eingerichtet, weil der Vater seiner Frau früher ein ähnliches Geschäft gehabt hatte, und sie eines Tages auf den Gedanken gekommen war, sie könnte sich doch nebenbei auch noch tätig erweisen. Die Tochter zählte 17 Jahre, die beiden Jungen waren 13 und 15, und so hatte eine rüstige Frau wie sie den Tag über Zeit genug, die Käufer zu bedienen. Obendrein war noch ihre Mama im Hause, „Großmutter Knietisch“, wie sie hieß, eine würdige, für ihr Alter

noch sehr lustige Frau, der man die 70 Jahre durchaus nicht ansah, und welche sich noch tüchtig in der Küche beschäftigte.

Um alle diese Mäuler zu befriedigen, bedurfte es jedenfalls mehr als des Einkommens eines Buchhalters, und so war das ganze Haus bald darüber einig, es mit sehr fleißigen Menschen zu tun zu haben, die es verständen, das Leben mit richtiger Arbeitseinteilung zu genießen.

Eines Tages trat ein kleines Ereignis ein. Herr Schulze kam auf einem Zweirad vorgefahren. Und bald hieß es im ganzen Hause: „Herr Schulze radelt“. Weshalb sollte auch Herr Schulze nicht radeln, wo sein Fettbauch ihn förmlich dazu herausforderte, sich mehr Bewegung zu machen? Er versicherte zwar, daß das nur aus Bequemlichkeit geschehe, um sich den Weg zu seinem Bureau abzukürzen, aber das Kostüm, das er sich bald darauf zulegte und das durchaus „echt“ war, von den Wadenstrümpfen bis zur sammetnen Richard Wagner-Mütze, ließ doch erkennen, daß er geneigt sei, diesem Sport eingehend zu huldigen.

Zwar war er mit seinem gedrungenen Körper durchaus kein Adonis auf dem Stahlroß, aber schließlich gewöhnte man sich auch an diesen Anblick und war geneigt, seiner Ehehälfte aufs Wort zu glauben, wenn sie behauptete, ihr Gustav sehe doch „recht schneidig“ aus.

Nur Herr Rümpler, der Hauswirt, war durchaus

steptisch gesinnt und vertraute mir im geheimen an, daß er nicht begreifen könne, wie „solide Menschen“ radelten. Das Radfahren sei die ansteckendste Krankheit des Jahrhunderts.

Sobald Herr Schulze um 5 Uhr aus seinem Bureau gekommen war und so rasch als möglich das Mittagessen verschlungen hatte, warf er sich in sein Kostüm, schwang sich aufs Rad und rollte davon, verfolgt von den Blicken seiner lieben Ottilie, die in der Tagentür stand und ihm regelmäßig nachrief: „Kipp nicht um, Justav!“

Gustav dachte nicht daran „umzukippen“. Gewöhnlich dehnte er seine tägliche Fahrt sehr lange aus und kam erst spät abends zurück. Bald war Herr Schulze Mitglied des Vereins „Pneumatic“ geworden, trug das Abzeichen wie einen Orden auf der Brust und bildete sich immer mehr zum Sportsmann aus. Seine höchste Weisheit bestand jetzt in dem Satz: „Das Zweirad erobert die Welt.“ Er hielt sich ein Fachorgan, war bei allen „Rennen“ zu finden und ein richtiger Strampelfez geworden, der kaum ahnte, was für eine komische Figur er spielte. Frau Ottiliens Stoßseufzer aber lautete: „Mein Mann schläft jetzt förmlich auf dem Rad. Dünner wird er auch nicht, denn wenn er abends nach Hause kommt, ist er für drei.“

Mir schien es, als wäre sie jetzt beim Verkauf der Zigarren immer etwas zerstreut, was eines Tages so weit ausartete, daß sie mir statt der geforderten

ägyptischen Zigaretten Primitabak einwickeln wollte. Sie entschuldigte sich aber sofort damit, daß sie immer an ihren Mann denken müsse. Seitdem die Frauenzimmer radelten, hätte sie keine „rechte Traute“ zu ihm. Eine Dame aus der Nachbarschaft habe ihr berichtet, daß er neulich mit einer ganzen Kavakalbe gesehen worden sei, darunter eine Menge „Strampellotten“.

Eines Abends sah ich Fritz und Rudi, Herrn Schulzes hoffnungsvolle Söhne, vor dem Schaufenster des Fahrradhändlers auf der anderen Seite der Straße stehen und hörte, wie sie lebhaftes Bemerkungen über den Inhalt ihrer Sparbüchsen austauschten. Es mußte etwas im Gange sein. Und richtig — eines Tages kamen sie mit blühblanten, neuen „Maschinen“ angezogen, die sie drüben auf Abzahlung unter Bürgschaft des Vaters entnommen hatten. Allabendlich sah man sie jetzt auf dem Asphalt der stillen Straße üben, bis sie so weit waren, sich dem Alten, der nicht wenig stolz auf diese junge Radlerbrut war, anzuschließen. Und es war für das ganze Haus ein erhebender Anblick, Herrn Schulze, flankiert von den beiden jugendlichen Adjutanten, davonrollen zu sehen.

„Nun macht er die Bengels auch noch verrückt,“ hörte ich dann Frau Ottilie zu ihrer Tochter klagen, worauf Toni sofort erwiderte: „Laß man, Muttkchen, wer weiß, wie es mit uns noch kommt. Frieda Lehmann sieht in Pumphosen auch nicht übel aus.“

Frau Schulze schlug die Hände zusammen und rief wie außer sich: „Mädchen, ich glaube gar, du wolltest! Am Ende wärest du so verrückt, ja? Wenn ich mir dich so vorstellen sollte, wie die Frieda Lehmann, ich glaube, ich müßte vor Scham in die Erde sinken.“

„Laß man, Muttdchen, so was legt sich,“ wandte die gesunde Toni altklug ein. „Die Gewohnheit nennt er seine Amme,“ wie es so schön heißt. Ich erlebe es auch bei dir noch.“

„Das wäre mein Tod,“ mischte sich Großmutter knietisch ins Gespräch, die aus dem Hinterzimmer hereingeschlurft kam. „Ottilie auf 'm Rad — das gäbe 'n Bild.“

Vier Wochen später, es war Ende August, sah man Mutter und Tochter regelmäßig des Morgens weggehen und erst gegen Mittag wieder nach Hause zurückkehren. Während dieser Zeit fertigte die Großmutter die Käufer im Laden ab, unterstützt von Anna, dem Mädchen für alles, weil sie manchmal die richtige Kiste nicht finden konnte.

Mein Hauswirt, Herr Rümpler, nahm Gelegenheit, mir abermals seine kleinen Schmerzen anzuvertrauen. „Ist Ihnen noch nichts aufgefallen, unten im Laden?“ fragte er mich. „Es wird immer stiller, und die Zigarren werden schlechter. Wie gesagt, ich rauche nicht, aber ich rieche die Sorte. Es wäre ja entsetzlich, wenn ich wieder Pech mit dem Laden

haben sollte. Mir scheint's, als wenn Mutter und Tochter zu viel spazieren gehen. Dann natürlich!"

Mit dem Spaziergehen von Mutter und Tochter hatte es eine eigene Bewandnis. Beide lernten nämlich Radfahren. „Aus Rache gegen Schulze“, wie die Großmutter Knietsch sämtlichen Küchenfeen im Hause anvertraut hatte. Diese hatten es ihren Gebieterinnen verkündet, und so war man auf etwas ganz Unerwartetes gefaßt. Und der große Tag kam.

Es war ein Anblick für Götter, als die massive, taillenlose Frau Schulze vor ihrem Laden mit Anstrengung auf den Sattel ihres Stahlrosses „hupfte“ und kräftig losstrampelte, als gälte es, mit den Beinen das Stoßen einer kleinen Dampfmaschine nachzuahmen. Der kurze, fußfreie Rock, die mächtigen „Pedale“, die kolossale Büste vermehrten noch das Unästhetische ihrer Erscheinung. Die Leute blieben stehen und schüttelten sich vor Lachen. Mein Hauswirt beugte sich so weit zum Fenster hinaus, daß ich befürchtete, er werde auf die Straße stürzen. Mir war's, als hätte er die Empfindung, Frau Schulze schleppte den ganzen Laden mit fort und würde nimmer wiederkehren.

Der Mutter folgte stolz und kühn die Tochter. Wahrhaftig, sie war in Pumphosen, was sie übrigens gar nicht schlecht kleidete. Sie sah durchaus schiff aus und strampelte darauf los, als hätte sie im Leben weiter nichts getan. Wie eine Heimatlose stand die Großmutter in der Ladentür und blickte

mit ihren geröteten Augen Tochter und Enkelin nach, dabei vor sich hinstehend, als wollte sie sagen: „Nun ist's aus, jetzt lege ich mich hin und sterbe.“

„Sie radeln jetzt?“ fragte ich möglichst unschuldig Frau Schulze, als ich am anderen Tage in aller Frühe den Laden betrat.

„Natürlich,“ gab sie lachend zurück. „Meinem Manne zum Tort. Jetzt kann ich ihn wenigstens kontrollieren, und wehe, wenn er von meiner Seite weicht!“ Sie machte eine so energische Handbewegung, daß ich ihr aufs Wort glaubte.

Es soll Herrn Schulze viel Überwindung gekostet haben, seine Frau als stete Begleiterin zu haben, denn es ging das Gerücht, daß sie durch ihren Anblick sämtliche lustige Fahr-Genossen und -Genossinnen verschreckt habe. Dafür hatte er aber auch die Genugtuung, sich unterwegs von sämtlichen Angehörigen umringt zu sehen, die ihm gern die Spitze überließen und ihr Rad stets dahin lenkten, wo das Oberhaupt dem Ziele zustrebte.

Im ganzen Hause heißen jetzt die Schulzes nur noch „Familie Strampel“, weil sie, sobald es die Zeit erlaubt, nur noch für das Radfahren Interesse zeigen.

Vormittags bereits radeln Mutter und Tochter, was sie nur als „Plänkelei des großen Vorstoßes am Nachmittag“ bezeichnen. Kommen die Jungen aus der Schule, so schwingen sie sich aufs Rad, bevor sie die Feder zu den notwendigsten Arbeiten

ansehen. Kaum hat Herr Schulze den Bureaustaub abgeschüttelt, so kommandiert er: „Antreten!“ Und los geht es, drei Männlein und zwei Weiblein, hinaus dem Grunewald zu. Die Lust des Radfahrens in ihnen ist zur krankhaften Sucht geworden, der sie nicht mehr widerstehen können.

An Sonntagen sieht man die Familie gar nicht mehr. In aller Frühe bereits haben sich alle fünf aufgemacht und kommen in der Nacht erst heim. Zwischen Mann und Frau gibt es fast täglich Streitigkeiten. Er will mit den Jungen nach Wannsee, sie mit Toni nach Hermsdorf, wo sie es sehr schön gefunden hat; oder auch wo anders hin. Dann ist der Zank da und die Einigkeit zerrissen.

Sie zieht mit der Tochter ihren eigenen Weg, und er tut mit den Jungen dasselbe. Aus Ärger darüber ist sie auch schon in der Woche außer dem Hause, so daß er sowohl als die Jungen kein Mittagbrot vorfinden, denn Großmutter hat vergeblich gewartet und für sich und das Mädchen schließlich eine Suppe gekocht. Dann flucht Herr Schulze eine Weile, beruhigt sich aber bald, fährt mit den Söhnen ebenfalls ins Freie und speist gleichfalls im Restaurant.

„Beinahe Giftnudeln schon,“ sagt mir vor einigen Tagen der Hauswirt und hielt mir eine verdächtig aussehende Zigarre unter die Nase. „Ich rauche ja nicht, wie ich mir erlaubte, Ihnen schon wiederholt zu bemerken, aber ich habe einen Schwager zu Besuch und der hat dieses Urteil gefällt. Er meinte,

mein Portier würde kündigen, wenn ich ihm solche Glimmstengel zu Weihnachten schenkte. Wie konnte es auch anders kommen, bei solchem Lebenswandel der ganzen Familie! Ich bleibe dabei: das Radfahren ist die Krankheit des Jahrhunderts."

Seit vierzehn Tagen bin auch ich dem Laden als Kunde untreu geworden. Es gab nämlich keine Zigaretten mehr. Und Anna, das Mädchen für alles, das sich, trotz seiner krebsroten Hände, immer mehr zur Verkäuferin ausbildet, sagte mir, daß die Ägypter „ausgegangen" seien. Auf meine Frage, wohin? blieb sie mir lachend die Antwort schuldig. Ich habe den Laden überhaupt im Verdacht, daß er größtenteils nur noch leere Kisten beherbergt, denn Anna gerät jedesmal in Verlegenheit, sobald irgendeiner der wenigen Käufer eine andere Sorte verlangt, als die ihm vorgelegte, die übrigens immer dieselbe ist.

Kürzlich begegnete ich Herrn Rümpler sehr aufgeregt auf der Straße. Sofort hielt er mich fest und schrie mich an, als wäre ich sein Schuldner: „Da haben wir's, da haben wir's! Heute ist schon der Siebente, und ich habe noch keine Miete von Schulzes. So fängt's immer an. Mein Laden, mein schöner Laden! Ich sehe ihn im Geiste schon wieder leer stehen... Wissen Sie vielleicht, wo die Großmutter steht?" raunte er mir dann geheimnisvoll zu... „Ich habe sie schon seit zwei Tagen nicht gesehen."

„Sie wird radeln," erwiderte ich gleichmütig.

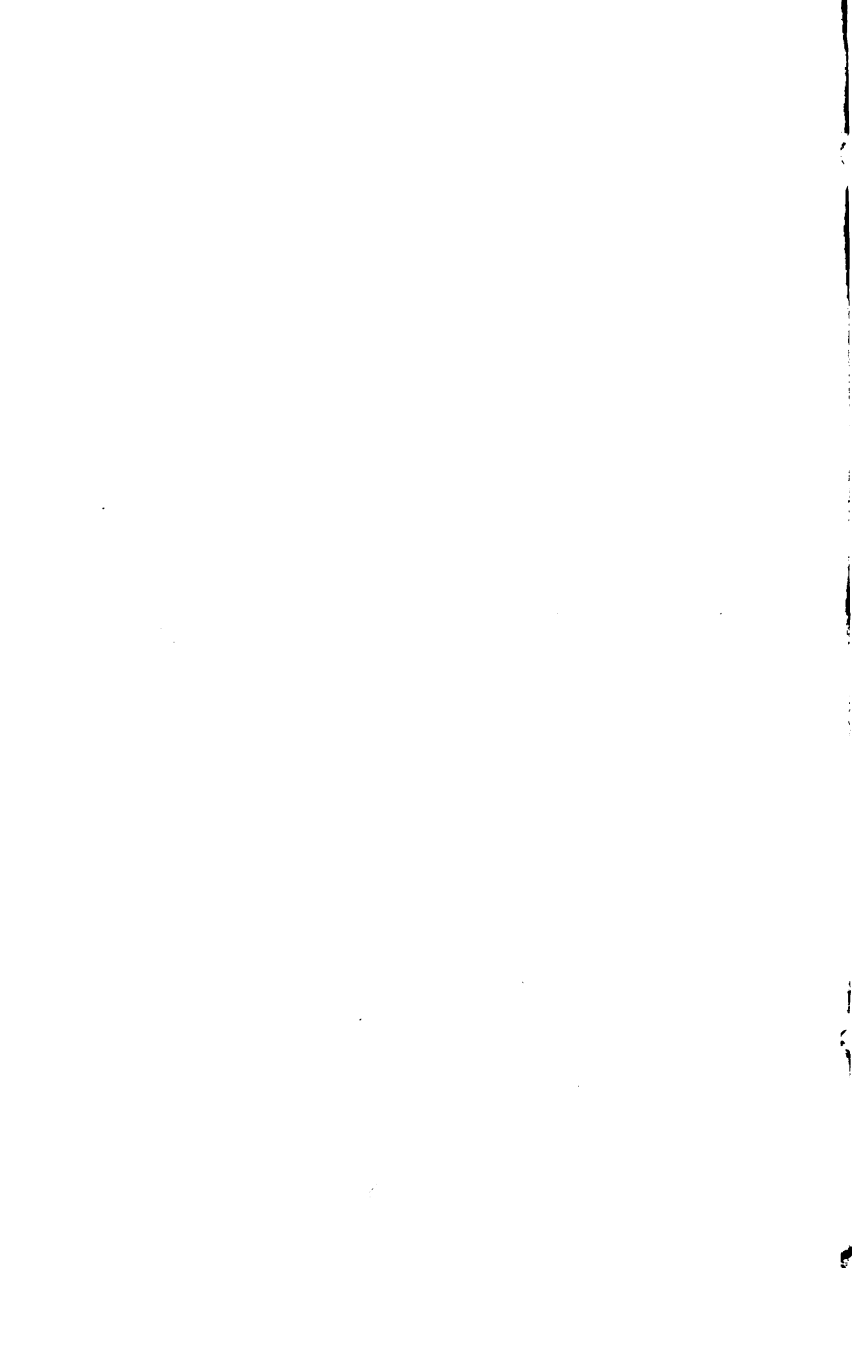
„Machen Sie keine Wiße,“ entgegnete er lachend, aber doch nicht ganz ungläubig.

„Heutzutage ist doch alles möglich,“ gab ich zurück.

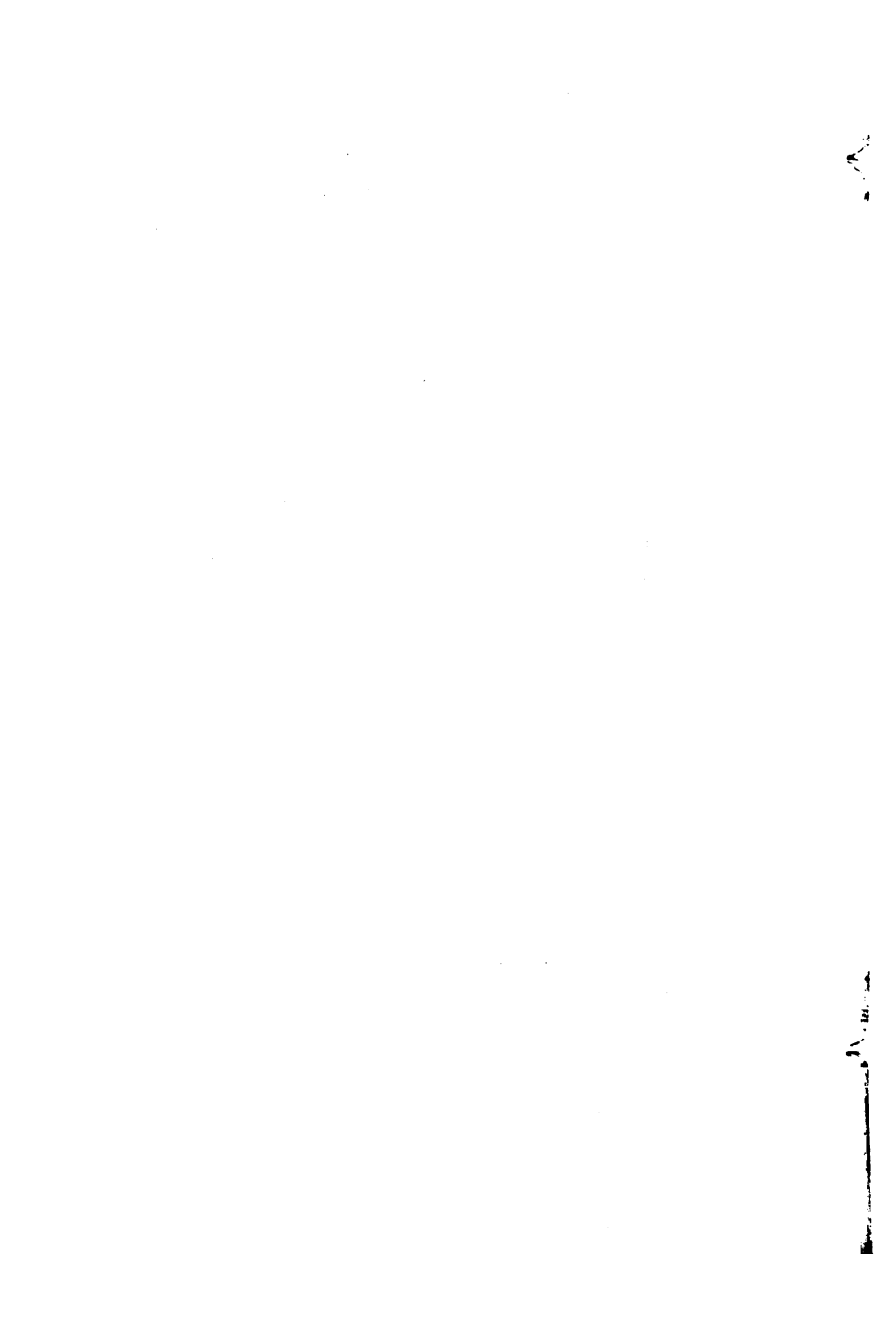
„Beinahe möchte ich's glauben. Denn neulich sah sie sich auf dem Hofe das eine Rad so genau an.“

„Na, also.“

„O, diese Familie Strampel, diese Familie Strampel!“ rief er aus, warf einen wehmütigen Blick in den menschenleeren Laden und verabschiedete sich.



Der Kobold vom Goldfischteich.



Es ging ihm schlecht, dem guten August Brummer. Du lieber Himmel! — von fünfzehn Talern Gehalt bei seinem unverantwortlich langen Magen die tägliche Kost bestreiten, den teuren Mietzins einer Großstadt entrichten, sich standesgemäß kleiden, wie's einem Kontoristen dritten Ranges zukommt, dem außer dem Kopieren von Briefen und Adressenschreiben die hauptsächlichste Beschäftigung zuteil wird, auf dem hohen Drehschemel, auch Marterbock genannt, regelmäßig alle vier Wochen eine Hose zu zerreißen — und es sollte ihm nicht schlecht gehen!

Es gibt Menschen, die sich ihr ganzes Leben lang redlich abmühen, es zu etwas zu bringen, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. August Brummer gehörte zu ihnen. „August,“ pflegte er stets seine Monologe, die Ähnlichkeit mit Jeremias' Klage-
liedern hatten, zu beschließen, „es gibt doch viele lose Vögel in der Welt, die stets ernten, ohne zu säen, du aber bleibst ewig ein Pechvogel, dem für immer die Flügel beschnitten sind.“ Und dann begann er wieder seinen Ausgabeetat mit dem Einnahmeetat zu vergleichen und kam wie gewöhnlich zu dem alten Resultat, daß der erstere bereits am fünfzehnten eines jeden Monats den letzteren von einem Ultimo bis zum andern um ein erflehtliches

übersteige. „August Brummer,“ sagte er dann wieder, „es kann nicht anders sein, wir haben uns verrechnet.“ Und er fing an zur Abwechslung von unten nach oben statt umgekehrt zu addieren, ohne jedoch seine Hoffnung bestätigt zu finden. „Nein, lieber Junge, es stimmt,“ schloß er schließlich sein Resümee, „ich wußte es doch gleich, die erste Addition ist immer die beste, und wir waren nicht umsonst in der Schule immer der Erste im Rechnen.“ Ein Lächeln der Genugtuung über sein „gutes Rechnen“ war dann der stete Trost seines dauernden Malheurs. Aber es war doch immer trübe, dieses Lächeln.

Bei alledem hätte unser Freund bei den bescheidenen Anforderungen, die er an das Leben stellte, nicht gehadert und wider das Los, das ihm das Schicksal in den Schoß geworfen, nicht gemurrt, wären seine Gedanken nicht fortwährend von zwei ihm teuren Wesen in Anspruch genommen worden. August Brummer hatte nämlich in seiner Heimat, einer kleinen märkischen Stadt, eine liebe Braut und eine ebenso liebe Mutter. „Mutter,“ hatte er eines Tages gesagt, als er seine Lehrzeit beim Krämer beendet hatte, „Ännchen,“ wandte er sich darin an seine Base und Braut zugleich, welche nach dem Tode ihrer Eltern seine Mutter zu sich genommen hatte, damit sie nicht allein und verlassen im Leben stehe, „ich habe es satt, ewig der Handlanger des Krämers zu sein, ich schnüre mein Bündel und gehe nach der

Residenz, da ist noch was zu holen. Hier bleibe ich immer ein Stümper, der nie hinter der Heringstonne hervorkommt, dort aber kann ich ein großer Mann werden. Ich schreibe eine gute Handschrift und unser Schullehrer sagte immer, wer das könne, der brauche keinen weiteren Empfehlungsbrief, der komme überall durch. Ihr sollt sehen, in drei Jahren bin ich wieder hier und kann euch beide glücklich machen. Unterdes schicke ich euch jeden Monat einen Baßen Geld, daß ihr leben könnt. Mehr wie hier beim Krämer wird schon abfallen.“

Dabei blieb's, und August Brummer dampfte ab.

Aber wo waren die goldenen Berge geblieben, die er sich versprochen hatte! Die drei Jahre waren schon längst um, aber von dem „großen Mann“ verspürte man in seiner Heimat noch immer nichts. Die Weisheit des Schullehrers schien unserm Freund am Ende doch etwas mit Grau gemischt, denn es war ihm schwer geworden, den Drehschemel, den er jetzt in dem dumpfen Bureau täglich zehn Stunden drücken mußte, zu erobern, und schließlich empfand er doch hin und wieder eine leise Sehnsucht nach der großen Heringstonne des Nachbars Krämer daheim. Dort freilich durfte er es nicht wagen, den Tag über so reine Manschetten zu tragen, wie hier, und seine Hände hatten nicht die Weiße, wie jetzt, wo er die Mußestunden im Kontor dazu benutzte, die Fingernägel nach allen Regeln der Mode zu beschneiden und zu pußen —; dafür lebte er daheim bei seinem

Mütterchen, das die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen hätte, hätte sie nur einmal sehen können, daß der Sonntagsrock ihres „Einzigen“ schon seit vierzehn Tagen kein Anhängsel hatte, und der untere Knopf daran bereits seit vier Wochen fehlte; dafür hatte auch August Brummer nie Veranlassung gehabt, einen ganzen Tag vorher schon an das Mittagsbrot zu denken, und was ihm den Frieden seiner Seele gab, den er hier in seiner Einsamkeit so oft vermißte, das war das liebe, rosige Gesichtchen seines guten Ännchens, das er daheim täglich vor Auger hatte und so oft küssen konnte, als sein Bräutchen ihr Purpurmündchen dazu hergab.

O, damals war er noch kein solcher Pechvogel, wie jetzt. — — August Brummer fand bei einer jedesmaligen derartigen Rück Erinnerung, die ihn fast jeden Abend nach überstandnem Tagewerk in seiner Klause, hoch oben im vierten Stockwerk, mit der Mondschein-Aussicht nach dem schmutzigen, tiefgähnenden Hof, überkam, nichts Besseres zu tun, als sein gepreßtes Herz durch einige schwere Seufzer zu erleichtern. Und von neuer Tatkraft erfüllt, sprach er dann mit einem Blick nach dem Sternenhimmel zu sich selbst: „August, es ist doch eigentlich recht unrecht von dir, daß du immer zurückbleibst, statt vorwärts. Bist du nicht erst 24 Jahre alt und willst schon verzagen? Steht dir nicht die ganze Welt offen? So 'n junger Kerl, und will schon ein griesgrämiges Gesicht machen, bloß deshalb, weil ihm die Rosinen nicht in

den Saß fallen, wie andern Menschentindern. Pfui, schäme dich.“ Und, als müßte er gleich zur Beruhigung des eigenen Gewissens den Beweis geben, wie wenig er von der wirklichen Trostlosigkeit seiner Lage überzeugt sei, begann er sofort ein Lied zu singen, das immer der Sohn seines Chefs des Morgens sang, wenn er gut gelaunt war, und das von Champagner und Austern lautete. Aber es war doch der reine Galgenhumor, sein Humor. Und während er sang, machte er den Brief zurecht, der seiner Mutter regelmäßig alle Monate zehn Mark zur Unterstützung brachte. Von fünfzehn Talern noch zehn Mark, so blieben ihm schließlich nur noch elf Taler zwanzig Silbergroschen oder fünf- unddreißig Mark und davon mußte er alles bestreiten! „Entbehre gern, was du nicht hast,“ sagte er dann wieder, während eine Träne sich mit dem Siegellack mischte, den er zu fünf roten Flecken herniederträufeln ließ. „Sie dürfen daheim nicht wissen, wie's dir geht, August,“ setzte er seinem Selbstgespräch hinzu; „so glauben sie wenigstens immer, ich komme so gut aus, daß ich die zehn Mark noch abstoßen kann, und da beruhigen sie sich wenigstens über meine Lage, und ich tu's wieder zu ihrer Beruhigung, und am Ende hoffen sie und ich auf bessere Zeiten. Wenn der Mensch nur davon leben könnte, dann ging's schon; aber der Schulmeister ritt immer sein Stedenpferd, wenn er sagte: hoffen und harren macht manchen zum Narren. O, August Brummer,

wenn du nur nicht dieser Narr zu werden brauchtest!“ Zum Schluß aber kam dann wieder das alte: „Pfui, schäme dich,“ und das noch ältere Lied: „Ach du lieber Augustin“ schallte so laut zum Fenster hinaus, daß alle verliebten Kater und Katzen auf den Nachbardächern sofort ihr Miauen einstellten und andächtig zuhörten.

So lebte unser Freund trotz aller Ärmlichkeit doch immer noch in einer beneidenswerten Zufriedenheit, die um so köstlicher war, weil ein natürlicher Humor sie würzte, bis ihn eines Tages ein schwerer Schlag traf: August Brummer verlor seine Stellung. Man hatte ihm gekündigt, weil er durch die eingetretene schlechte Geschäftszeit überflüssig wurde. „Wodurch hast du das verdient?“ fragte er sich am Abend, als er allein in seiner Klausur war und seine üblichen zwei Schmalzstullen nebst einer Tasse braunem Getränk, von dem seine Wirtin allen Ernstes behauptete, es sei „Kaffee ohne 'n bißten Zichorien“, zu sich nahm. „Laß darum den Kopf nicht hängen, August,“ hallte es aber gleich wieder von den Wänden zurück, „es ist andern auch so gegangen.“ Und dieser Trost hieß Brummer sofort die möglichsten Anstrengungen machen, während der sechs Wochen, die er noch im Bureau zubringen durfte, eine andre Stellung zu erlangen. Aber so viel Mühe er sich auch gab, so viel er auch schrieb, seine vortrefflichen Zeugnisse kopierte und einsandte — er bekam niemals Antwort, ihm wurde nicht das besondere Glück zuteil,

eine Einladung zur persönlichen Vorstellung zu erhalten. So kam der letzte Tag der gewöhnlichen Tätigkeit heran. Auch auf ihn hoffte und hoffte unser Freund, aber auch er ging vorüber, und August Brummer konnte zum letzten Male einen wehmütigen Blick auf den Marterbock werfen, dessen Quetschen beim Drehen er immer so verdammt hatte, und das für ihn nun eine süße Musik gewesen wäre, hätte er es nur fernerhin noch hören dürfen.

August Brummers dunkle Stunden begannen. Ein paar Tage wartete er noch auf irgendeine Antwort seiner vielen eingereichten Offerten, dann aber trat er wieder vor sein eigenes Ich hin, und sagte: „August Brummer, du bist ein rechter Tor, daß du dich immer nur auf deine Federfuchserlei stützen willst. Hast du nicht zwei gesunde Hände, die noch andre Arbeiten verrichten können, als nur Briefe kopieren und Adressen schreiben? Arbeit schändet nicht, sagte der Schulmeister zu Hause immer, wenn er sich vom letzten in der Klasse des Morgens die Stiefel putzen ließ —. Geh also, verkünde die Lehre nach allen Seiten, und solltest du schließlich tun müssen, was der letzte in der Klasse immer mit des Schulmeisters Stiefeln tun mußte.“

Aber es ist bald gesagt: „Geh arbeiten.“ — Wenn man die Arbeit nur immer fände, just zur rechten Zeit fände, wenn die Not am größten ist! „Woher Brot nehmen und nicht stehlen?“ so seufzt wohl mancher Mensch, wenn er sich hungrig des Abends

der Wand zugehrt, und sein ehrliches Gewissen ihm zum sanften Ruhefissen wird. „Der Wille macht viel“, sagen alle die Leute, die gut reden haben, und vergessen dabei, daß der Wille machtlos ist, dem wandelbaren Schicksal gegenüber. Und August Brummer hatte gewiß den eisernen Willen, alle nur möglichen Dinge zu verrichten, die seine Kräfte zuließen, hätte er nur irgendwelche Beschäftigung gefunden. Aber er war eben ein richtiger Pechvogel, und wo einmal das Pech im Hause sich eingenistet hat, da geht Fortuna kalt vorüber —; das sieht man an den vielen Glidckstustern, die zu Tausenden in der Residenz in tiefen Kellern den Pechdraht handhaben, und immer weniger Geld einheimen, je mehr Kinder sie bekommen. August Brummer ließ keinen Ausweg, der ihn aus seiner fatalen Lage hätte führen können, unbeachtet. Zunächst wurde er Stadtreisender für Mostrich und Streichhölzer, zwei Artikel, die keine besondere Sachkenntnis erforderten. Aber schon beim Besuch des ersten Konsumenten mußte er die trübe Erfahrung machen, daß bereits vor ihm schon sieben gleiche Jünger Merkurs ihre Aufwartung gemacht hatten, die alle in Mostrich und Streichhölzern „machten“. Und als er nach drei Tagen angestrengten Umherlaufens gerade dreißig Pfennig Spefen verdient, dagegen aber den Verlust seiner erst kürzlich renovierten Siefelabsätze zu beklagen hatte, kam er zu der festen Zuversicht, daß es doch wohl besser sei, diese „gangbaren Artikel“ einem würdigeren

Nachfolger zum Vertriebe zu überlassen. Da er erfahren hatte, daß zu einem Kellner weiter nichts gehöre, als ein schwarzer Frack und eine große Hand zur Einnahme der diversen Trinkgelder, so versuchte er es eines Tages auch damit und fing an, in einem Restaurant eines entlegenen Stadttheiles zu „servieren“, wobei ihm aber leider gleich zu Anfang das Malheur passierte, die Sauce eines besonders fetten Schweinefotelettes auf das neue Seidentkleid einer reichen Matrone zu vergießen, sodaß die Dame laut aufschrie. Der Wirth machte kurzen Prozeß, indem er August Brummer dorthin gehen hieß, wo er hergekommen sei, ihn vorher aber noch einen ausdrücklichen Tolpatz nannte, der erst die „Wirtshausakademie“ besuchen solle. Unserm armen Pechvogel traten die Tränen in die Augen bei all der Pein, die wie ein Verhängnis sich auf sein Dasein legte.

Aber er wollte nicht verzweifeln, nein, er wollte nicht! „Schäme dich — so jung“ — das war sein letzter Trost, wenn er sich müde und zerschlagen des Abends zur Ruhe legte. Selbst das Rechnen vergaß er — er, der über jeden Pfennig seines augenblicklichen Vermögens gewissenhaft Buch führte, als handle es sich um große, unübersehbare Kapitalien. August Brummer war an stete Arbeit gewöhnt, so mußte ihm sein Müßiggang wider Willen zur schwersten Bürde werden. Aber selbst u n e n t g e l t l i c h zu arbeiten sollte ihm schließlich versagt bleiben, denn als er wie gewöhnlich ziellos durch die Straßen

flanierte und, bei einem Neubau vorübergehend, ein paar Bausteine, die auf dem Trottoir lagen, und über die er gestolpert war, aus angeborener Ordnungsliebe beiseite tragen wollte, stürzte sofort ein Schutzmann auf ihn zu und wollte ihn arretieren, in der Meinung, einen sogenannten Ziegelsteinmarder vor sich zu haben. „Das ist das Los des Schönen auf der Erde,“ seufzte er, als er den Druck der nervigen Faust noch eine ganze Weile an seinem Genick verspürte.

Endlich schien ihm die Sonne des Glücks wieder zu lächeln. Er erhielt in einem Warengeschäft eine ähnliche Stellung, wie seine erste war, nur mit dem Unterschied, daß er erst eine kurze Probezeit zu absolvieren hatte, ehe er festen Gehalt beanspruchen konnte. O, wer jubelte mehr, als August Brummer! Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Am dritten Tage schon eröffnete ihm sein neuer Prinzipal, ein „ehrlicher Mafker“, er könne niemanden unter seinem Kontorpersonal dulden, der mit seinem Hausknecht zusammen in ein und derselben Volksküche seine „Diners“ einnehme. Das bringe ihn in Mißkredit. So war unser armer Freund abermals dem vernichtenden Stern, den man Existenzlosigkeit nennt, preisgegeben. August Brummer weinte nicht, denn er fand keine Tränen mehr, aber dieser grausame Schlag stumpfte ihn ab und knickte seine letzte Hoffnung. Am Abend spät schritt er den Kanal entlang, seiner Wohnung zu. Ein arges Regenwetter

wütete und die schweren, nassen Tropfen schlugen ihm ins Gesicht, als wollten sie ihn noch ob all seiner Leiden verhöhnen — so ein rechtes Schwesternotswetter, das ganz dazu geschaffen war, um ein Zwiegespräch mit dem Teufel zu halten, der bekanntlich nur hier auf Erden zu suchen ist, allwo sich auch die alleinige Hölle befindet. August Brummer blieb wie von einem diabolischen Gedanken beseelt stehen, starrte in die dunkle Tiefe und hielt folgendes Zwiegespräch: „August Brummer,“ sagte er, „du hast dein ganzes Leben ehrlich gehandelt, du bist nie einen Schritt vom rechten Wege gewichen, du hast dich gemüht und gequält von früh bis spät im Schweiße deines Angesichts; du hast nicht gepircht, kein unsittliches Leben geführt — was du verdient hast, hast du nur zu deinen geringen Bedürfnissen gebraucht und zur Unterstützung deiner alten Mutter verwendet; du hast Unglück gehabt, und bist außer Brot gekommen, aber du hast bis heute nicht gemurrt. Und nun will man dir zum Vorwurf machen, daß du in einer Volkstüche gespeist hast, doch nur um deinen Hunger zu stillen — nein, das kannst du nicht mehr ertragen, das hast du nicht verdient! August Brummer, du bist lebensmüde, mach ein Ende, so oder so —; dein Gott wird es dir verzeihen, du kannst nicht mehr weiter, deine Füße vertragen den Dienst —“

Und wie er sich so über die Brüstung beugte, war es ihm, als hörte er da unten die verlockenden Stim-

men der unseligen Wassergeister, die ihm zuflüster-
ten: „Komm herunter, hier unten ist ewige Ruh,
ewiger Frieden und ewiges Vergessen.“ Aber er
folgte der Lockung nicht. Nein, nein, nur nicht den
Tod des Ertrinkens suchen. Er hatte einmal so eine
Wasserleiche gesehen, und wenn er daran dachte, daß
er möglicherweise ebenso aussehen könnte, schauderte
es ihn. Aber wie denn sonst? August Brummer be-
mühte sich, mitten im Regenwetter eine Betrachtung
über die Vorzüge der verschiedenen Todesarten an-
zustellen. Gift fand er zu weibisch, beim Erhängen
schnitt der Strick zu sehr, Kohlendunst mußte ein
sanftes Hinübergehen in das Jenseits geben, aber
seine Wohnung paßte dazu nicht — er hätte dabei
seinen Stubenkollegen mit ins Geheimnis ziehen
müssen, und der hätte sich jedenfalls ob dieser Zu-
mutung bestens bedankt. Er dachte dann an den
Tod auf den Eisenbahnschienen, aber nein, davon
wollte er auch nichts wissen. Es könnte ihm dabei
gehen wie einem andern Lebensmüden, der sich auf
ein falsches Geleise gelegt hatte, den Kurierzug
vorüberfahren hörte und durch den ausgestandenen
Schreck geheilt wurde. Und er wollte nicht mehr
leben, sein Entschluß stand fest. So blieb also nur
noch die Wahl des Erschießens. Ja, das war das
Rechte! „August,“ sagte er wieder, „stirb wie ein
Held, die Kugel mitten in der Brust, dann ist's
gleich aus, und du bist ein Mann geblieben.“ Aber
eine Schußwaffe kostete Geld, und er hatte gerade

noch ganze zwanzig Pfennige in der Tasche, womit er am andern Tage sein „Diner“ in der Volkstüche bestreiten wollte. Das war seine einzige Mahlzeit den Tag über. Und so eine Pistole mit Munition kostete doch mindestens drei bis vier Mark. Aber August Brummer besaß noch seinen guten Sonntagsrock. Es war zwar das letzte Kleinod, das er hatte, und das ihm für eine neue repräsentable Stellung unentbehrlich schien, denn sein gewöhnlicher Rock sah mehr denn ausgedient aus —; aber zu was brauchte er noch an repräsentable Stellungen zu denken, jetzt, wo er einen Platz mit ewigem Aufenthalt einzunehmen gedachte! „Brummer,“ sagte er dann zum Schluß, „du wirst heute noch einen Abschiedsbrief an deine Lieben daheim schreiben, den die Leute bei deiner Leiche finden können. Und morgen wirst du deinen guten Rock versehen und nach dem Tiergarten gehen und dich erschießen. Sei fest, August, du hast jetzt nichts mehr zu verlieren, als dein Leben.“

Nicht mehr wie sonst ließ August Brummer seiner vorangegangenen Entmutigung die Worte: „Schäme dich, so'n junger Kerl —“ folgen; nicht mehr wie sonst brach sich in seiner düsteren Stimmung gleich einem Sonnenstrahl sein angeborener Humor Bahn—. Hätte der Regen nicht sein Gesicht benezt gehabt, so hätte man nach langer Zeit wieder ein paar Tränen in unseres Freundes Augen bemerken können.

Auf den Regen folgte am andern Tage Sonnen-

schein, aber nicht in Brummers Dasein. Seine trostlose Lage blieb dieselbe —: keine angenehme Aussicht, keinen Freund, keine Hilfe, nichts, als die Zukunft voller Entbehrungen vor Augen. Und es war gerade der Erste im neuen Monat, und Brummer konnte nicht wie gewöhnlich seinem Mütterchen die üblichen zehn Mark schicken. Das zog einen tiefen Riß in seine Seele und raubte ihm die letzte Vernunft. „Wart den Abend ab und mach ein Ende,“ — so hallte es fortwährend in seinem Innern. Und der Abend kam, einer der herrlichsten Sommerabende, wie sie nur der Monat August hervorzubringen versteht. Durch die lauschigen Gänge des Tiergartens schritten Arm in Arm die jungen und alten Liebespärchen, und von den versteckten Bänken in geheimnisvollen Dunkel schallte leises Flüstern, das auf seliges Gefose schließen ließ. Dann wieder unterbrach die weihervolle Stille des Abends fröhliches Lachen, das glückliche Menschenherzen verriet —; überall ein Hauch des Friedens, ein Aufgehen der menschlichen Empfindung in der Stimmung der Natur, ein tausendstimmiger, wenn auch leise erklingender Mahnruf: Lebe, wachse, blühe!

August Brummer aber sah, hörte und empfand von all diesen Herrlichkeiten nichts, als er herabgesenkten Hauptes, die Rechte in der Brusttasche haltend, wo die geladene Mordwaffe steckte, seines letzten Weges dahinschritt. Seine Nerven waren angespannt, sein Gemüt krank, seine Seele düster und

schwer. Der Gedanke an den Selbstmord wird zur fixen Idee, und die Hand, die den Lebensodem ausbläst, weiß nicht mehr, was sie tut. So wanderte Brummer, immer die einsamsten Gänge aufsuchend und die Nähe der Menschen fliehend, noch ein paar Stunden umher. Denken konnte er eigentlich nicht mehr — er wollte nur die Zeit abwarten, bis niemand mehr in seiner Nähe wäre, der ihn beobachten könnte. Es war nahe an Mitternacht, als er am Goldfischteich anlangte und sich auf eine der Bänke hinter den Steinfiguren niederließ. Hier, wo schon so viele vor ihm sich das Lebenslicht ausgeblasen hatten, wollte er es auch tun. Lautlose Stille herrschte um ihn — nichts umgab ihn weiter, als das ewige Schweigen der Natur.

August Brummer zog seine Waffe hervor und betrachtete sie erst eine Weile schweigend. Er war keine philosophisch angelegte Natur, aber wie er jetzt so in die dunkle Öffnung des Rohres hineinschaute, aus der binnen wenigen Minuten der Augenblick entstehen sollte, der „vorübergeht“, da sagte er halblaut vor sich hin: „Erbärmliches kleines Ding. Vor deiner Mündung wird alles zu einem Nichts. Der Schulmeister daheim sagte immer, der Geist des Menschen könne das Rätsel des Lebens nicht lösen, aber ein leiser Druck meines kleinen Fingers kann es doch.“

Aber August Brummer führte sein Vorhaben nicht aus. Möchte es nun durch die Müdigkeit gekommen

sein, die ihm schon den ganzen Abend wie Blei in den Gliedern gelegen hatte, denn er war den ganzen Tag über wie gewöhnlich nicht von den Straßen heruntergekommen, mochte es die plötzliche Einwirkung der lauen Sommerluft sein — kurzum, wie unser Todeskandidat so ein, zwei, drei Minuten lang starr auf das blizende Rohr der Pistole geblickt hatte, wurden ihm die Augenlider schwer, und er sank immer mehr seitwärts in die Lehne der Bank, bis er fest eingeschlafen war. Eine Weile hatte er so gelegen... da rauschte es plötzlich in den Zweigen des Busches, und hervor trat ein kleines, winziges Männlein mit einem großen Kopf und langem Bart. Das erste, was das Männlein tat, war, daß es mit einem Satz auf die Bank sprang und dem Schlafenden die Waffe aus den Händen nahm, sie prüfend von allen Seiten betrachtete, als wollte es ihren Wert taxieren, und dann in seinem Kittel verschwinden ließ, was allerdings viel Mühe kostete. Dann sprang es wieder herunter, stellte sich auf den Platz vor der Bank und begann mit seiner dünnen Stimme folgendes: „Ich bin der Kobold vom Goldfischteich, und mein Amt ist es, dem Teufel ein Schnippchen zu schlagen, indem ich durch allerlei Schabernack die Lebensmüden, so oft ich kann, davon abhalte, sich aus der Welt zu schaffen, denn sonst würde das Erhängen, Ertränken, Vergiften und Erschießen gar kein Ende nehmen. So habe ich zum Beispiel erst neulich einem sehr reduziert aussehenden

Herrn, der auf mich den Eindruck eines ehemaligen Gründers machte, den Pöffen gespielt, ihm dreimal hintereinander das Zündhütchen versagen zu lassen, worüber der alte Herr so wütend wurde, daß er ganz laut ausrief: „Nu aber gerade nich!“, die Waffe einsteckte und seines Weges ging. Dann ließ ich vor acht Tagen jußt im Augenblick, als ein unglücklich Liebender seiner schönöden Angebeteten den Gefallen tun wollte, sich an jenem Ast dort, der über den Teich ragt, zu erhängen, die Schnur reißen, sodaß ihr Anhängsel laut klatschend ins Wasser fiel. Der tapfere Mann rief sofort laut um Hilfe, und als ein Wärter, der in der Nähe war, ihn herausgezogen hatte, zündete er sich eine frische Zigarre an und eilte mit einer Verwünschung über die modernen Seilerarbeiten spornstreichs von dannen. Zum Schluß kann ich Euch auch noch von einer bösen Sieben berichten, die aus Gram darüber, daß ihr Mops den Weg alles Fleisches gegangen war, sich auf der Bank dort vergiften wollte. Sie hatte aber, als sie zu Hause ein Schächtelchen mit Arsenik zu sich steckte, bereits ein ganz ähnliches, angefüllt mit sogenanntem Niespulver in ihrer Tasche. Als sie ihr Vorhaben ausführen wollte, richtete ich es so ein, daß sie das Niespulver schluckte. Dasselbe stieg ihr sofort in die Nase und nun verging der Dame vor lauter Niesen der Appetit zum Sichvergiften. Das sind aber ganz besonders glückliche Fälle, denn nicht immer kommt man noch zur rechten Zeit.“

Der Kobold vom Goldfischteich machte eine Pause, dann fuhr er wieder fort:

„Und so mußte ich meine Kraft auch bei dir versuchen, August Brummer. Ich ließ dich gerade, als du den Hahn deiner Mordwaffe spannen wolltest, einschlafen, um dir im Schlummer eine Standrede zu halten. Höre also, August Brummer: du willst dich töten aus augenblicklicher Schwäche. Der Gedanke, daß dann vielleicht alles vorüber sein wird, ist dein Trost. Das ist aber ein sehr selbstüchtiger Trost. Deine Mutter hat viel Schwereres im Leben erfahren als du, soll sie noch diesen Schlag erdulden? Deine Braut, welche du liebst, und die dich liebt, soll deren junges Leben durch deine That für immer vergiftet werden? Willst du, um schmerzfrei zu werden, deinen Lieben daheim einen Schmerz bereiten, größer als jenen, den du jetzt ertragen mußt? Nein, August Brummer, — es tut mir leid, aber ich muß es geradeheraus sagen: du bist feig, aber ein Mann darf nicht feig sein, denn sieh: es gehört viel mehr Mut dazu, das Leben zu ertragen, als es von sich zu stoßen. Und dann, lieber August Brummer, ging es dir denn wirklich schon so schlecht? Hattest du nicht zuletzt noch das Geld für deinen guten Rock in Händen? War das nicht eine Sünde, dir für dieses letzte Geld eine Mordwaffe zu kaufen, anstatt noch davon zu leben? Sieh, der Mensch soll nichts unversucht lassen, solange er noch soviel Mittel besitzt, um sich ein paarmal satt essen zu können. Wie

oft habe ich den Teufel laut lachen hören, wenn er erfuhr, daß irgendein törichter Selbstmörder noch ein paar Mark bares Geld mit ins Jenseits genommen hatte. Und ist diese Mordwaffe hier nicht so gut wie bares Geld? Willst du dich auch dem Hohn- gelächter der Hölle preisgeben? Nein, August Brummer, ich muß jetzt wirklich grob werden: schäme dich. Damit du aber einen Vorgeschmack des Schmerzes bekommst, der deiner Lieben nach deinem Tode harret, komm flugs mit nach deiner Heimat. Dort sind gerade deine Braut und deine Mutter von deinem Ende telegraphisch benachrichtigt worden.“

Das kleine Männlein nahm August Brummer bei der Hand, und im Nu waren sie in der Luft verschwunden. O, wie viele Tränen sah unser Freund, durch den Kobold unsichtbar geworden, im kleinen Stübchen seiner Mutter fließen. Wie bleich und vergrämt sah sie aus, und wie rief sie ein über das andere: „O, August, August, womit habe ich das verdient“ — gerade so, wie er es immer früher gerufen hatte. Und dann seine Braut — was zeigte sie ihm für ein Antlitz, daß es ihm durch die Seele ging, und er vor Schmerz laut aufschreien wollte, aber er war stumm, die Macht des guten Geistes hielt ihn in Schranken.

Nach einer halben Stunde waren sie wieder auf ihrem alten Platz, und der Kobold vom Goldfischteich hub wieder an: „So, — jetzt hab ich meine Schuldigkeit getan. Mach jetzt, was du willst. Hier hast

du deine Waffe wieder. Gute Nacht, es ist doch ein bißchen kühl geworden. Erwache!" Der Kobold vom Goldfischteich streckte die Hand aus und verschwand.

Als August Brummer die Augen aufschlug, stand der Vollmond in all seiner zauberischen Pracht am wolkenlosen Himmel. Erst rieb er sich die Augen, dann fröstelte ihn, und unwillkürlich rief er halblaut: „Mutter, Ännchen“ — gerade, als hätte er seit langer Zeit die Sprache wieder bekommen.

Er hatte geträumt — das kam ihm sofort zum Bewußtsein, aber noch immer halb schlaftrunken, blickte er sich doch verwundert um.

Was waren das alles für Bilder gewesen, die soeben an ihm vorübergezogen waren? Wo war das kleine Männlein geblieben, wo die schmerzdurchwühlten, tränenreichen Bilder in dem Stübchen seiner Mutter? August Brummer erblickte jetzt die Waffe, die er noch immer in der Hand hielt. Das brachte ihn vollständig zur Wirklichkeit zurück. Was hatte er tun wollen? Sich die Ruhe zu geben, um sie andern für ewig zu nehmen? Er schüttelte sich wie im Fieber und mußte noch eine ganze Weile so dastehen, ehe er das Verbrecherische der Tat, die er begehen wollte, ganz in sich aufnehmen konnte. Und plötzlich kam eine wunderbare Erleuchtung, wie er sie nie in sonstigen Tagen seines bescheidenen Glückes gekannt hatte, über ihn. „Du bist feig — schäme dich!“ Und wie er mit diesen Worten wieder aufsprang, war er der alte, zu neuer Arbeit gestählte

August Brummer; und fröhlichen Herzens und mit kräftiger Stimme ließ er, im Grauen des Morgens rasch davon schreitend, durch das Grün des Tiergartens das erhabene Lied ertönen: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben.“

Am frühen Vormittag war es das erste, daß August Brummer die Schießwaffe, die augenblicklich sein einziges Kapital bildete, bei einem Trödler für die Hälfte des Einkaufspreises wieder veräußerte. Und merkwürdig! — als er mit seinem kleinen Schatz von zwei Mark in seinem bescheidenen Dachstübchen anlangte, fand er folgendes Schreiben vor, das seiner Not auf einmal ein Ende machte. Dasselbe lautete:

„Herrn August Brummer,
Berlin SO., Köpenickerstr. 168, IV.

Vor zirka vier Wochen haben Sie sich um die in unserer Versicherungsanstalt vakant gewordene Stellung eines Kontoristen beworben. Ihre Offerte traf jedoch ein, als wir unsere Wahl bereits getroffen hatten. Inzwischen ist die betr. Stellung wieder vakant geworden, und da uns in Ihrem Besuch Ihre außergewöhnlich schöne Handschrift auffiel, nehmen wir Veranlassung, hierdurch anzufragen ob Sie noch auf betr. Stelle reflektieren; wenn dies der Fall, so wollen Sie sich gefl. sobald als möglich in den Nachmittagsstunden von 4 bis 6 bei dem unterzeichneten Direktor persönlich vorstellen. Salär für den Anfang 1500 Mark.“

(Folgt die Unterschrift.)

Also hatte der alte Schulmeister doch recht gehabt, als er sagte: „Wer was Tüchtiges gelernt, geht nicht zugrunde und eine schöne Handschrift läßt nicht zuschanden werden.“ August Brummer wurde noch am selben Tage für das Versicherungsbureau engagiert, in dem er sich noch heute befindet, als ein allseitig geachteter, fleißiger Arbeiter, der bis zum ersten Buchhalter emporstieg.

Als ich in diesem Sommer die Gewohnheit annahm, des Morgens recht frühzeitig eine Promenade durch den Tiergarten zu machen, und dabei mit besonderer Vorliebe die herrlichen Anlagen am Goldfischteich aufsuchte, fiel es mir mit der Zeit auf, daß ein Herr, anfangs der Dreißiger, immer auf einer bestimmten Bank ein und denselben Platz eingenommen hatte. Er nannte sich August Brummer. Bald hatte er Vertrauen zu mir gefaßt, und da er gelegentlich in Erfahrung gebracht hatte, daß ich die besondere Kunst verstehe, gut zuzuhören, wenn andere sprechen und erzählen, schüttete er mir eines Morgens sein ganzes Herz aus, und beichtete, warum er die Ecke auf der harten Bank so lieb habe, wie kein anderes Plätzchen auf Erden. An einem andern Morgen sah ich ihn in Begleitung zweier Damen. Er stellte mir die eine als seine Mutter, die andere als seine Frau vor. Dabei zitterte seine Stimme. Ich drückte ihm die Hand, und wir hatten uns beide verstanden.



Albert 30 Pfennig Bonnier's Bücherei (40 Heller)

(Die vornehm gebundene Ausgabe kostet 50 Pfg.)

Liste der ersten Bände:

- Band 1. Maria Janitschek, Stille Gäste.
" 2. Anton Freiherr von Persall, Die Brücke.
" 3. Hans Hyan, Abenteuer des Staatsanwalts.
" 4. Carl Conte Scapinelli, Ein bürgerliches Jahr.
" 5. August Strindberg, Von neuen Menschen.
" 6. Hans Land, Liebesopfer.
" 7. Karl Anzengruber, Dolphi's Gespielin.
" 8. Marie Bernhard, Familiensinn.
" 9. Rudolf Hirschberg-Jura, Die Erstlinge.
" 10. Adele Gerhard, Begegnung.
" 11. Marie Eug. delle Grazie, Gottesgericht.
" 12. Carl Schüler, Der Brasilianer.
" 13. Felix von Stenglin, Märktisches Rokoko.
" 14. Marc Twain, Der springende Frosch.
" 15. Erdmann Graeser, Der schwarze Schleier.
" 16. Selma Lagerlöf, Herrenhoffage.
" 17. Paul Schüler, Der Nasenbär.
" 18. Karl Etlinger, Das Paar.
" 19. Jerome K. Jerome, Henry's Beobachtungen.
" 20. Max Kreger, Lebensbilder.
" 21. Lou Andreas-Salomé, Im Zwischenland.
" 22. Georg Busse-Palma, Erste Liebe.

Es werden folgen:

- Band 23. Hyan, Das Ende des Kriminalkommissars.
" 24. Henry F. Urban, Ragen-Müller.
" 25. Rudolf Hirschberg-Jura, Zu viel Liebe.

100.

101.

102.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned or renewed at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

[illegible]

834 K88

M33

APR 5 1929

